

Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.

Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Carl Schuchhardt

Arkona, Rethra, Vineta : Ortsuntersuchungen und Ausgrabungen

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage, Berlin: Hans Schoetz & Co., 1926

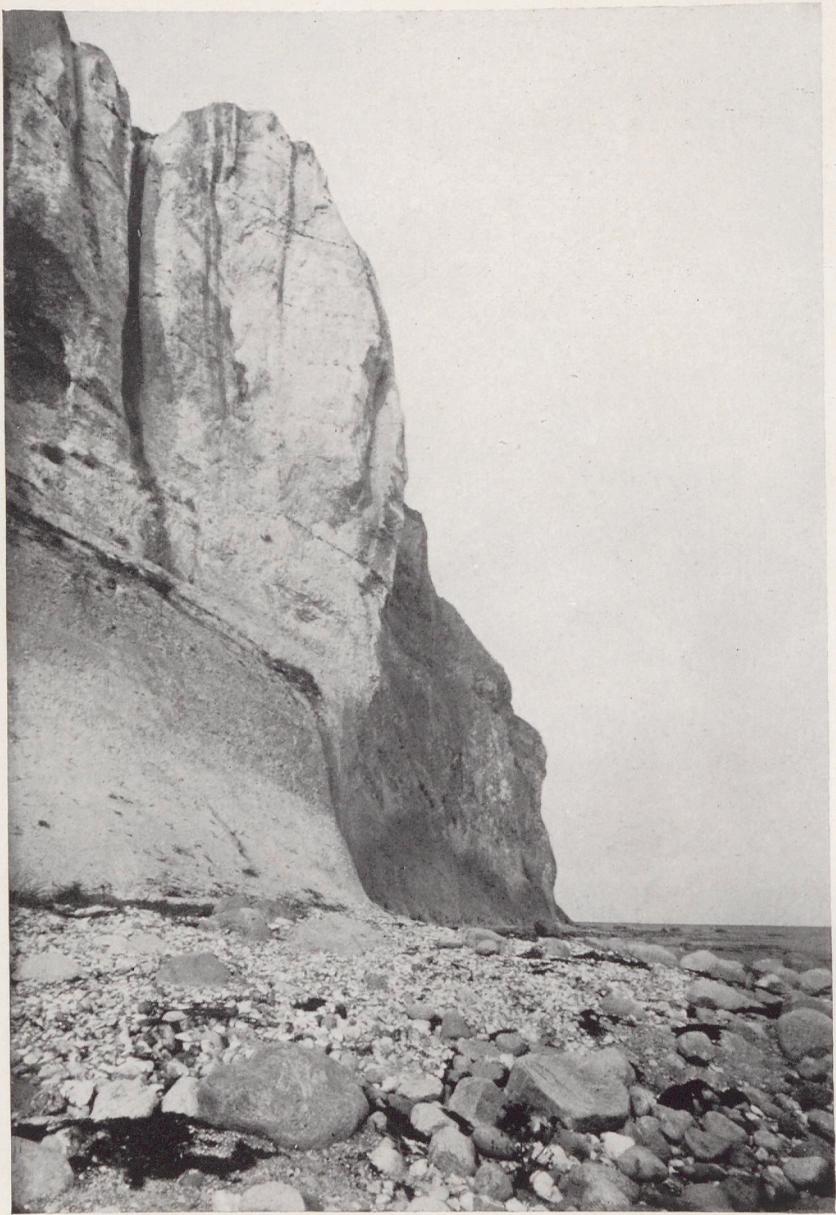
<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1763767620>

Abstract: Ausgrabungen u. a. auf dem Schloßberg bei Feldberg in Mecklenburg

Druck Freier  Zugang



OCR-Volltext



Tafel I. Arkona: Kreidefelsen beim „Adlerhorst“

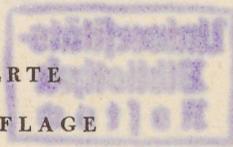
ARKONA RETHRA / VINETA

ORTSUNTERSUCHUNGEN UND AUSGRABUNGEN

VON

CARL SCHUCHHARDT

ZWEITE, VERBESSERTE
UND VERMEHRTE AUFLAGE



88.FBS.R.JP.65

BERLIN 1926

HANS SCHOETZ & CO. G. M. B. H.
VERLAGSBUCHHANDLUNG

Jetzt Verlag von
WALTER de GRUYTER & Co.
BERLIN

261/NF 6517 S384(2)



260-96 A 29728

DRUCK DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG

I N H A L T

Einleitung. Ortsbestimmung für Rethra	7
ARKONA	11
RETHRA auf dem Schloßberge bei Feldberg in Mecklenburg	25
VINETA	65

EINLEITUNG

ORTSBESTIMMUNG FÜR RETHRA

Zwei große Heiligtümer hat es im deutschen Slavenlande gegeben, Rethra und Arkona. Arkona, das noch heute seinen Namen trägt, liegt offenkundig auf der Nordostspitze von Rügen, durch einen riesenhaften Wall gegen das Land abgegrenzt. Saxo Grammaticus erzählt seine Eroberung durch die Dänen i. J. 1168 und beschreibt auch seinen großen Holztempel mit dem mächtigen Holzbilde des Swantewit im Innern. Ausgrabungen sind in der Burg aber bisher nur in kleinem Maßstabe gemacht worden und haben nur spät-slavische Scherben, von Baulichkeiten nichts zutage gefördert.

Rethra hat im Gau der Redarier gelegen, der im wesentlichen das heutige Mecklenburg-Strelitz ist. Die genaue Stelle ist aber trotz Jahrzehntelangen Suchens und Grabens bis heute nicht festgestellt, und zwar deshalb nicht, weil man die älteste und wichtigste Nachricht über die Burg, die von Thietmar von Merseburg, in einem wesentlichen Punkte mißverstanden hat.

Ich hatte in dem Programm der Untersuchungen, für die ich Mittel aus der Wentzel-Heckmann-Stiftung erbat, eine Ausgrabung in Arkona, die den Burgplan klarstellen und, wenn möglich, den Tempel nachweisen sollte, als Endziel der slavischen Reihe aufgestellt. Von Rethra hatte ich nicht gesprochen, um nicht den Anschein zu erwecken, als ob ich einem Phantom nachjagen wollte. Ich hegte aber die stille Hoffnung, daß im Laufe der Untersuchungen von selbst auch auf dies wichtige Objekt Licht fallen würde. Und das ist nun in der Tat geschehen. Ein Ausflug der Berliner Anthropologischen Gesellschaft nach Neustrelitz im Juni des Jahres 1921 hatte dort die Altertumsforscher des Landes so zahlreich zusammengeführt, daß man eine volle Übersicht und Aufklärung über die Burgen des in Betracht kommenden Gebietes erhielt und ich nach meiner neuen Interpretation der Thietmar-Stelle ohne Schwierigkeit die Wahl treffen konnte, die dann auch bei einem Besuch des Platzes sich bewährte.

Thietmar von Merseburg, Adam von Bremen und Helmold sind unsere Quellen für Rethra; aber nur Thietmars Angaben beruhen auf Augenschein, Adam gibt phantastische Ausschmückung, und Helmold hängt ganz von Adam ab.

Thietmar (VI. 17) nennt Rethra eine *urbs tricornis ac tres in se continens portas*, wozu der Brüsseler Codex den Zusatz macht: *unaquaeque per singula cornua*. In diesem Satze hat man das in tricornis steckende cornu bisher immer so aufgefaßt, wie bei uns die vielen ins Wasser vorspringenden Zungen Schildhorn, Ziegenhorn, Bestehorn heißen. An der Havel zwischen Spandau und Potsdam zählt man solcher Namen leicht ein Dutzend. Man hat daher unter der *urbs tricornis* immer ein dreizipfliges Gelände verstanden, das flach im Wasser, am wahrscheinlichsten auf einer Insel läge und an deren Zipfeln dann jedesmal ein Tor wäre¹. Aber erstens ist unter *urbs* nicht ein beliebiges Gelände, eine »Räumlichkeit« (Virchow, Ztschr. f. Ethn. 13, 1881 S. 274) zu verstehen, sondern unbedingt eine Burg; zweitens wird der Erbauer einer Burg die Tore niemals in ausspringende Ecken legen, wo sie gar nicht zu verteidigen sind, und drittens bedeutet *tricornis* und *cornu* auch

¹ Ztschr. f. Ethn. 19, 1887 S. 93: »Tricornis darf m. E. nur mit dreihörnig übersetzt werden und setzt die Lage im Wasser voraus. Horn ist ein Landvorsprung im Wasser« (Oesten). Grotewohl ist der erste gewesen, der mit dieser Auffassung brach, weil er Adam verwarf. Er schließt seinen Aufsatz in den Mecklbg. Jahrb. 54, 1889 S. 180 mit den Worten: »Daß wir nicht eine insulare Lage für den heiligen Ort zu suchen haben, sondern nach Thietmars einziger glaubwürdiger Darstellung einen durch Urwald geschützten Ort am Westufer eines größeren Sees, das glaube ich annehmbar dargelegt zu haben.«

nicht in erster Linie eine Landzunge, nicht das horizontal Vorspringende, sondern vielmehr das in die Höhe Springende, das Tierhorn und den ähnlich geformten Berg (Matterhorn, Schreckhorn, Finsteraarhorn). Es ist sonderbar, daß hieran nie einer von den Rethra-forschern gedacht hat. Nur in diesem Sinne kommt tricornis auch schon im klassischen Latein vor; bei Plinius (n. h. 8, 72) und bei Solinus (52, 38) wird es von Ochsen gesagt, denen zufällig drei Hörner gewachsen sind.

Urbs tricornis, die dreihörnige Burg, ist also eine Burg mit drei ragenden Türmen, und wenn sie zugleich drei Tore hat, so liegt es nahe, anzunehmen, daß jedes Tor durch einen Turm ging, wie auch der Interpolator des Brüsseler Codex es aufgefaßt hat mit seiner Bemerkung unaquaeque per singula cornua. Nur die Tortürme pflegen bei der Stadtbefestigung hierzulande hoch zu sein — man denke an Neubrandenburg, Wittstock, Stendal, Tangermünde —; die Mauertürme sind nur Wachthäuser, die Tortürme aber sollen in mehreren Stockwerken möglichst viele Kämpfer übereinandersetzen, um den gefährdetsten Punkt zu verteidigen. Bei Arkona wird besonders beschrieben, daß über seinem Tore ein großer Holzturm gestanden habe (Saxo p. 830). So wäre also Rethra eine Burg mit drei hohen Tortürmen gewesen, die in dieser Gestalt offenbar weithin auffiel. Es sind auch die drei Tore an sich schon auffallend. Gewöhnliche Burgen jener Zeit, slavische (Arkona) wie germanische (Pipinsburg, Hunneschans) pflegen nur ein Tor zu haben. Rethra muß also von besonderer Form oder Größe gewesen sein, daß es damit nicht auskam.

Um die Tempelburg von Rethra wiederzufinden, haben wir nun also nicht mehr nach einem dreizipfligen Gelände zu suchen, sondern nach einem slavischen Ringwall, der die Möglichkeit für drei Tore bieten muß. Als weitere Kennzeichen kommen nach Thietmar in Betracht ein schreckhafter See im Osten, und im Rücken, also westlich ringsumher, ein großer dichter Wald.

Die slavischen Burgen sind in Mecklenburg-Strelitz gar nicht sehr zahlreich, und die meisten scheiden für Rethra ohne weiteres aus, weil sie noch ihren alten andersartigen Namen tragen. Prillwitz, wohin man es mit Vorliebe immer hat verlegen wollen, kann nicht Rethra sein, weil es von früh an eben Prillwitz heißt¹, und ebenso steht es mit Stargard und Weisdin. Bei Wustrow mit der Fischerinsel in der Tollense kommt noch hinzu, daß es gar nicht zum Redariergau gehört. In der Gründungsurkunde des Klosters Broda wird es in der Mitte der aufgezählten Güter genannt, dann heißt es weiter: »Im Redariergau: Podulin, Tribinowe« usw.².

Es ist nur eine Anlage vorhanden, die unseren Ansprüchen genügen kann, das ist der »Schloßberg«, 1 Std. nördlich von Feldberg. Er erhebt sich zu imponierender Lage am Westrande des Breiten Lucin-Sees, hat also diesen See gegen Osten und springt etwas in ihn vor. Im Rücken, gegen Westen, zieht sich noch heute ein mehrere Kilometer breiter Waldgürtel herum, denn das Gelände ist so wild moränenhaft, daß es zum Feldbau nicht verlockt; nur im Nordwesten hat das Dorf Schlicht eine kleine Tonsur für seine Ackerfelder ausgeschnitten. Der Schloßberg bleibt hinter dem benachbarten Reiherberge, der höchsten Erhebung der Gegend (145 m), nur um 25 m zurück. Er liegt 36 m über dem See, hart an dessen Rande, und fällt steil zu ihm ab. Seine Kuppe, von 100—200jährigen Buchen bestanden, ist weithin nach Norden, Süden und Osten sichtbar.

Man hat am Lucin-See schon mehrfach früher Rethra angenommen, aber nicht auf dem Schloßberge, sondern unten im Wasser. Herr Zivilingenieur Oesten-Berlin hat von 1881 bis

¹ Priulbiz ist die alte Form. Die Burg hat nach der Natur des Berges nur einen Aufgang und ist viel zu klein für drei Tore; es finden sich bei ihr auch keine slavischen, sondern nur mittelalterlich germanische Scherben.

² Mecklenbg. Jahrb. 52, 1887 S. 31f.

1887 erst südlich bei Carwitz auf mehreren dreizipfligen Inseln und dann auf dem Amtshofe von Feldberg gegraben¹ und hat bei dieser Gelegenheit auch auf dem Schloßberge eine kleine Probe gemacht. Dabei sind lauter spätslavische Scherben des 11. und 12. Jahrhunderts — über hundert beherbergt das Neustrelitzer Museum — und ein paar hübsch verzierte Knochenkammstücke gefunden², ein Ergebnis, das also durchaus für Rethra passen würde. Nachher hat Herr Oesten die Luciner Seen aufgegeben und sich nach der Lieps und der Tollense gewandt.

Auf dem Schloßberge ist der Ringwall ganz leidlich erhalten und in dem Wallzuge ist an der nördlichen wie an der südlichen Schmalseite — soweit man ohne Ausgrabung urteilen kann — je ein Tor zu erkennen. Der Wall hat an diesen Stellen eine Einkerbung, und der Graben ist flacher als sonst.

Diese Tore sind 110 m voneinander entfernt, wo das für Rethra erforderliche dritte Tor lag, kann nur eine Ausgrabung lehren.

Denken wir uns über jedem dieser drei Tore einen stattlichen Holzturm errichtet, so muß die dreizackige Burg für die ganze Gegend ein ragendes Wahrzeichen gewesen sein. Ihr Name ist verloren, die Burg heißt einfach Schloßberg. Die slavischen Namen sind auch sonst in der Nachbarschaft dieser Burg, auf eine Stunde im Umkreis, völlig ausgelöscht. Die Ortschaften und Güter heißen Feldberg, Lüttenhagen, Wittenhagen, Fürstenhagen, Fürstenau, Weitendorf, Schlicht, Krumbeck, Neugarten, Wendorf, Lichtenberg, Grauenhagen, Fürstenwerder, Boisterfelde, Mellenau, Funkenhagen. Erst eine Stunde nordwestlich begegnet der Name Cantnitz und eine Stunde südlich Carwitz und Conow. Es sieht aus, als wenn die germanischen Eroberer an dem großen slavischen Heiligtum ihre ganze christliche Wut ausgelassen und in seiner weiten Umgebung alles mit Stumpf und Stiel ausgerottet hätten.

Soviel läßt sich nach dem bloßen Augenschein über die vermutliche Rethra-Stätte sagen. Den Beweis wird erst die Ausgrabung durch Feststellung der Tore und Auffindung des Tempels bringen können. An welcher Stelle der Burg ein solcher Tempel gestanden hat, welche Form er gehabt hat, an was für Spuren er zu erkennen sein würde, das alles wußten wir diesen Sommer (1921) noch nicht.

In solcher Unklarheit möchte ich nicht an ein so wichtiges Objekt herangehen, sondern wollte lieber erst Erfahrungen sammeln auf derjenigen Stätte, die wir ganz sicher als Tempelburg kennen, nämlich Arkona. Deshalb beschloß ich, um nächstes Jahr gerüstet an Rethra herantreten zu können, rasch noch in diesem Jahre auf Arkona zu graben.

Einstweilen war schon vielversprechend, daß die Lage des Schloßberges der von Arkona außerordentlich ähnlich ist. Beide sind hochgelegene Ostkaps, wie ausgesucht für alte Himmelsgottheiten, deren Heiligtum vom ersten Strahl der aufgehenden Sonne begrüßt wird.

¹ Ztschr. f. Ethn. Verhdlgg. 13, 1881 S. 267ff.; 14, 1882 S. 435ff.; 19, 1887 S. 87ff.

² Ztschr. f. Ethn. Verhdlgg. 13, 1881 S. 276; 14, 1882 S. 436; 19, 1887 S. 92.

ARKONA

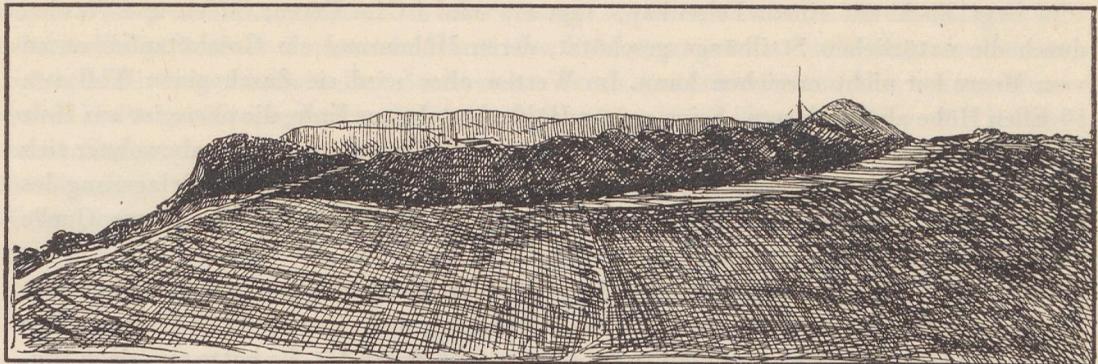


Abb 1. Arkona vom Leuchtturm aus gesehen

DIE ÖRTLICHKEIT

Die Burg Arkona ist auf jeder Karte angegeben. Sie hält an der Nordspitze von Rügen einen kleinen Ostvorsprung besetzt und schneidet ihn durch einen Wall vom Lande ab, der heute noch durchweg 9—10 m, ja an seiner nördlichen Endigung sogar 13 m hoch, steht.

Die Burg verlockt deshalb zu einer näheren Untersuchung, weil sie die einzige unter allen vorgeschichtlichen in Deutschland ist, von der wir eine genaue Beschreibung haben, und weil in dieser Beschreibung ein großer Tempel die Hauptrolle spielt.

Die Burg ist 1168 als letztes heidnisches Bollwerk von den Dänen und Pommern erobert, und der dänische Geschichtschreiber Saxo Grammaticus hat entweder diese Eroberung mitgemacht oder doch von dem Helden all seiner Erzählungen, Absalon, Bischof von Seeland, dem Kanzler und Oberfeldherrn des Königs Waldemar, die eingehendsten Schilderungen erhalten. Aus den verschiedenen Partien seiner Erzählung ergibt sich Abb. 1. Die Dänen hatten es bei ihren Kriegszügen immer schon besonders auf die Rügensche Burg Arkona abgesehen¹. Dort bestand ein alter, im ganzen Slavenlande hochangesehener Bildkultus², ja es hatte sogar einmal ein dänischer König trotz seines Christentums ihm einen kostbaren Becher gestiftet³. Wenn dieser Kult gebrochen und beseitigt wäre, sagte man sich, würden der Götzendienst und die Mauern auf dem übrigen ganzen Rügen von selbst fallen⁴. So ist es im Jahre 1168 in der Tat geschehen, und bei Gelegenheit dieser Ereignisse spricht Saxo eingehend von der Burg und ihrem Heiligtum⁵.

¹ Im Jahre 1136 (Saxo p. 661), 1159 (p. 742), 1166 (p. 803).

² p. 742. Arcon oppidum, vetusto simulacri cuiusdam cultu inclytum.

³ p. 825. Quam (statuam) inter ceteros etiam rex Danorum Sueno propiciandi gratia exquiliti cultus poculo veneratus est, alienigenae religionis studium domesticae preferendo. Cuius postmodum sacrilegii infelici nece penas persolvit.

⁴ p. 828. Huius igitur urbis non magis rex munimenta quam ritus evertere cupiens univerfae Rugiae profanos cultus eius excidio deleri polle arbitrabatur. Neque enim dubium habebat quin extante simulacro facilius gentis menia quam sacrilegia domarentur.

⁵ p. 822. Haec (urbs Arcon) in excelso promontorii cuiusdam vertice collocata, ab ortu, meridie et aquilone non manu factis sed naturalibus prefidiis munitur, precipicis menium speciem preferentibus, quorum cacumen excussae tormenta sagittae iactus aequare non possit. Ab iisdem quoque plagis circumfluo mari

»Sie liegt hoch auf einem Felsenkap,« sagt er, »und ist im Osten, Süden und Norden durch die natürlichen Steilhänge geschützt, deren Höhenrand ein Geschützpfahl unten vom Meere her nicht erreichen kann. Im Westen aber wird sie durch einen Wall von 50 Ellen Höhe abgeschlossen. Seine untere Hälfte besteht aus Erde, die obere ist aus Holz und Lehm aufgebaut. Am Nordhang sprudelt eine Quelle, zu der die Burgbewohner sich durch einen geschützten Bergpfad den Zugang gesichert haben; denn eine Belagerung des Königs Erich von Dänemark (1136 p. 661) hatte sie durch Abschneiden dieser Quelle schon einmal in große Not gebracht.

Mitten in der Burg ist eine ebene Fläche, dort steht das Heiligtum, aus Holz in feiner Arbeit ausgeführt, mit einem hochheiligen Götterbilde und einem reichen Kulte. Außen herum war es geziert mit unbeholfenen Bildern verschiedener Art. Es hatte nur einen Eingang. Das Heilige selbst hatte zwei Einhegungen, außen die festen Wände, die ein purpurnes Dach trugen, innen aber vier Pfosten durch Vorhänge verbunden, und dieser Teil hatte mit dem äußeren nichts als das Dach und die wenigen Kassetten gemein.

Hier im Innersten stand das Götterbild, eine riesige Holzfigur, weit über Menschenmaß, mit vier Köpfen und vier Hälzen, die nach den vier Himmelsrichtungen sehen. Der Bart war so rasiert und das Haar so geschnitten, wie die Rugianer es für gewöhnlich tragen. In der Rechten hielt die Figur ein Trinkhorn aus verschiedenen Metallen gebildet. Das hat

sepitur, ab occasu vero vallo quinquaginta cubitis alto concluditur. Cuius inferior medietas terrea erat, superior ligna glebis intersita continebat.

Septentrionale eius latus fonte irriguo scatet, ad quem muniti callis beneficio oppidanis iter patebat. Huius quondam Ericus usu violentius intercluso, non levius siti quam armis obfello premebat.

Medium urbis planicies habebat, in qua delubrum materia ligneum, opere elegantissimum, visebatur, non solum munificia cultus sed etiam simulacri in eo collocati numine reverendum. Exterior aedis ambitus accurato caelamine renitebat rudi atque impolito picturae artificio varias rerum formas complectens. (p. 823) Unicum in eo oltium intraturis patebat. Ipsum vero fanum duplex septorum ordo claudebat. E quibus exterior, parietibus contextus, puniceo culmine tegebatur. Interior vero, quatuor subnixus postibus, parietum loco pensilibus auleis nitebat, nec quicquam cum exteriore preter tectum et pauca laquearia communicabat.

Ingens in aede simulacrum omnem humani corporis habitum granditate transcendens, quatuor capitibus totidemque cervicibus mirandum perstebat, e quibus duo pectus totidemque tergum respicere videbantur. Ceterum tam ante quam retro collocatorum unum dextrorum, alterum laevorum contemplationem dirigere videbatur. Corrasae barbae, crines attonsi figurabantur, ut artificis industriad Rugianorum ritum in cultu capitum aemulatam putares. In dextra cornu vario metalli genere excultum gestabat quod sacerdos facrorum eius peritus annuatim mero perfundere confueverat, ex ipso liquoris habitu sequentis anni copias prospecturus. Laeva arcum reflexo in latus brachio figurabat. Tunica ad tibias prominens fingerbatur, quae ex diversa ligni materia creatae, tam arcane nexus genibus iungebantur, ut compaginis locus nonnulli curiosiori contemplatione deprehendi potuerit. Pedes humo contigui cernebantur eorum basi intra solum latente. Haud procul frenum ac sella simulacri compluraque (p. 824) divinitatis insignia visebantur. Quorum ammiracionem conspicuae granditatis ensis augebat, cuius vaginam ac capulum preter excellentem caelatura decorem exterior argenti species commendabat.

Solemnis eidem cultus hoc ordine pendebatur. Semel quotannis, post lectas fruges, promiscua totius insulae frequentia ante aedem simulacri, litatis pecudum hostiis, solempne epulum religionis nomine celebrabat. Huius sacerdos, preter communem patriae ritum barbae comaeque prolixitate spectandus, pridie quam rem divinam facere debuisset, facillum, quod ei soli intrandi fas erat, adhibito leoparum usu. diligentissime purgare solebat, observato, ne intra aedem halitum funderet; quo quoties capefendo vel emitendo opus habebat, toties ad ianuam procurrebat, ne videlicet dei prefentia mortalis spiritus contagio pollueretur. Postero die, populo pre foribus excubante, detractum simulacro poculum curiosius speculatus, si quid ex inditi liquoris mensura subtractum fuisset, ad sequentis anni inopiam pertinere putabat. Quo annotato prefentes fruges in posterum tempus affervari iubebat. Si nichil ex confuetae fecunditatis habitu deminutum vidisset, ventura agrorum ubertatis tempora predicabat. Juxta quod auspiciu instantis anni copiis nunc parcus nunc profusius utendum monebat. Veteri deinde mero ad pedes simulacri libamenti nomine defuso, vacuefactum poculum recenti imbuit; simulatoque propinandi officio statuam veneratus, tum sibi, tum patriae bona civibusque opum victoriarum incrementa solemnium verborum nuncupatione poscebat. Qua finita ad motum ori poculum nimia bibendi celeritate continuo hausta siccavit, repletumque mero simulacri dexteræ restituit.

der Priester jedes Jahr neu zu füllen und weissagt aus dem, was im Laufe des Jahres verschwunden ist, auf die kommende Ernte. Der linke Arm war in die Seite gestemmt, so daß er einen Bogen bildete. Der Rock reichte bis zu den Schienbeinen, die, aus verschiedenem Holze gebildet, so fein in die Knie eingezapft waren, daß man die Fuge nur bei genauem Zusehen erkennen konnte. Die Füße standen dicht auf dem Boden, ihre Basis ging in die Erde hinein. Nicht weit von der Statue hingen Zaum und Sattel und andere Ausrüstungsstücke der Gottheit, darunter das ungeheure Schwert, dessen Scheide und Griff in Silber schön verziert waren.

Einmal im Jahre, nach der Ernte, wurde vor diesem Tempel von der ganzen Rügener Bevölkerung ein großes Fest gefeiert. Tieropfer gaben den Stoff zu üppigen Schmausereien im Namen der Religion. Der Priester, entgegen der Volkssitte mit langem Haar und Bart, fegte am Tage vor der großen Feier das Heiligtum, zu dem er allein Zutritt hatte, sorgfältig aus. Dabei durfte er im Tempel nicht aus- und einatmen, um die Gottheit nicht durch den menschlichen Hauch zu beflecken; so oft er Luft schöpfen wollte, mußte er zur Türe laufen. Am folgenden

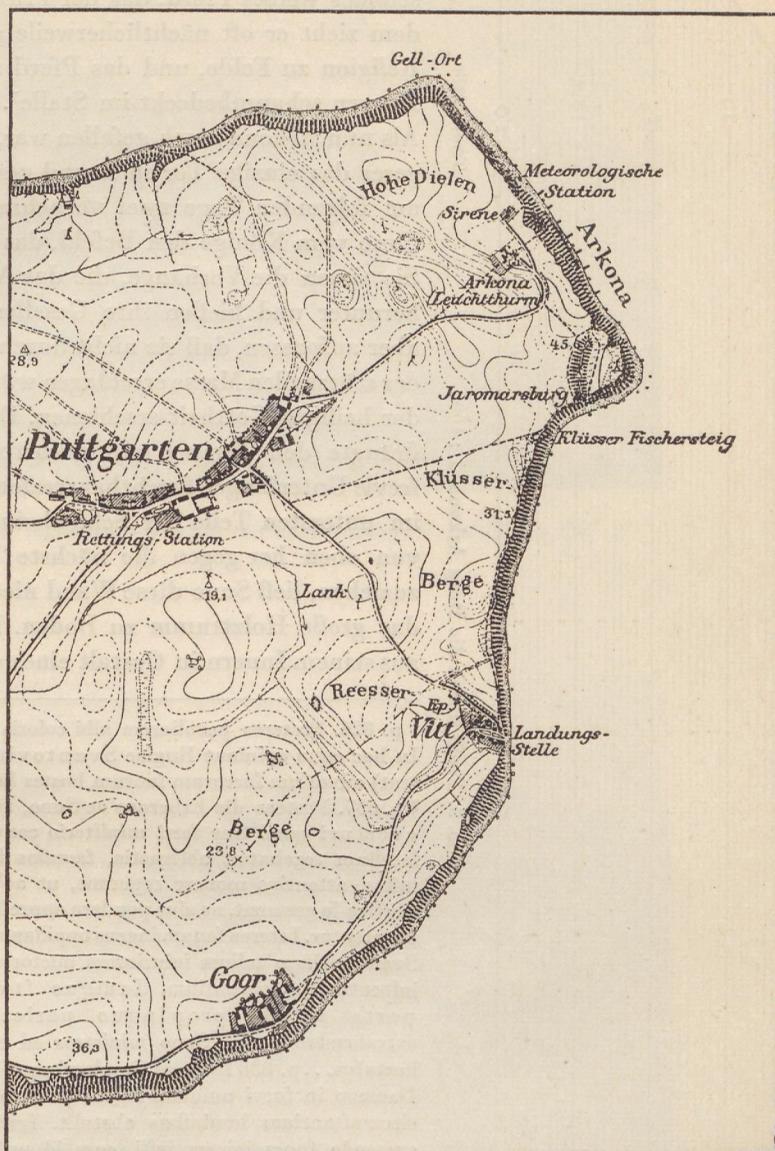


Abb. 2. Arkona und Umgegend. Meßtischblatt 1 : 25 000

Tage dann, nachdem das Volk auf dem Festplatze übernachtet hatte, nahm der Priester dem Götterbilde das Trinkhorn aus der Hand. War die Flüssigkeit zusammengeschrumpft, so weissagte er ein dürres Jahr und riet mit den Vorräten hauszuhalten, war sie aber wohlerhalten, so prophezeite er ein gutes Jahr. Dann goß er den alten Inhalt des Hornes zu Füßen der Gottheit als Opfer aus. Das neugefüllte erhob er, wie um der Gottheit zuzutrinken, und flehte in feierlicher Rede um Segen für sich, die Bürger und das Land, um

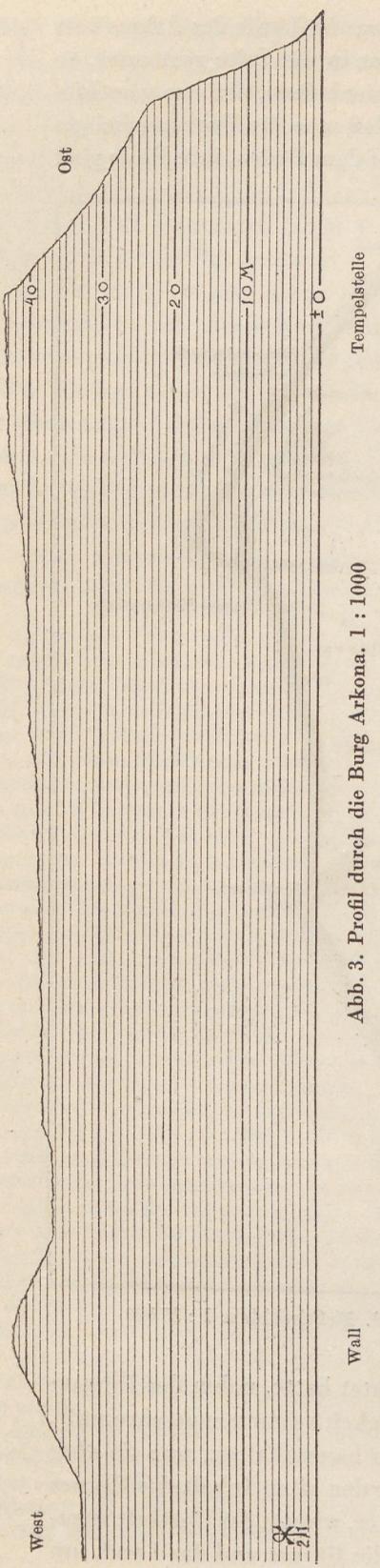


Abb. 3. Profil durch die Burg Arkona. 1 : 1000

Mehrung des Besitzes im Frieden und im Kriege. Nach diesem Gebet mußte er auf einen Zug das Horn rasch austrinken. Dann wurde es abermals gefüllt und dem Götterbilde wieder in den Arm gegeben.«

Der Gott, dessen Name Swantewit ist, besitzt auch ein schönes weißes Pferd, das der Priester zu pflegen hat; auf dem zieht er oft nächtlicherweise gegen die Feinde seiner Religion zu Felde, und das Pferd steht dann am anderen Morgen schaumbedeckt im Stalle¹.

Als nun Arkona rasch gefallen war, dadurch, daß die Belagerer das einzige Tor in Brand gesteckt hatten, »verhielten am folgenden Tage zwei vornehme Dänen Esbernum und Suno vom Könige den Befehl, das Götterbild zu stürzen². Sie rissen die Vorhänge, die das Allerheiligste verhüllten, herunter und hießen ihre Gesellen die Beile gebrauchen, aber aufpassen, daß sie nicht durch das ungeheure Gewicht der stürzenden Masse erschlagen würden und als Racheopfer der heiligen Gottheit erschienen. Das ganze Burgvolk umdrängte den Tempel und erwartete, daß Swantewit das frevle Unterfangen furchtbar strafen werde. Aber die Statue, im untersten Teile der Schienbeine durchgehauen, schlug von oben her gegen die nächste Wand. Um sie herauszuziehen, ließ Suno diese Wand niederreißen. Krachend fiel das große Holztrumm zu Boden. Der böse Geist entwich aus seinem Innern in Gestalt eines dunklen Tieres und ent-

¹ p. 826. *Preterea peculiarem albi coloris equum titulo possidebat ... In hoc equo opinione Rugiae Svantovitus (id simulacro vocabulum erat) adversum facrorum suorum hostes bella gerere credebatur.*

² p. 837. *Postero die Esbernum ac Suno, iubente rege simulacrum everfuri quod fine ferri miniliterio convelli nequibat, auleis, quibus facillum tegebatur, abstractis, famulos succidendi officium arripere iussos, attentius monere ceperunt, ut adversum tantae molis ruinam cautius se gererent, ne eius pondere oppresi, infesto numini penas luere putarentur. Interea fanum ingens oppidanorum frequentia circumstabat, Svantovithum talium iniuriarum auctores infestis numinis sui viribus infecuturum sperantium. Iamque statua extrema tibiarum parte precisa propinquuo parieti supina incidit. Cuius extrahendae gratia Suno ministros ad eiusdem parietis dejectionem hortatus... p. 838 Ruinam simulaci non sine fragore humus exceptit... Daemon in furvi animalis figura penetralibus excedere vilis subito fe circumstantium luminibus abstulit. Igitur oppidani simulacro urbe egerendo funes inicere iussi, cum id pristinae religionis metu per se iplos exequi non auderent, captivis exterisque quaestum in urbe petentibus ut illud eicerent imperabant... Pertractum in castra simulacrum ammirantis exercitus concursus exceptit...*

Vespera appetente omnes qui culinis preerant simulacrum (p. 839) attemptatum securibus in exigua frustra aptosque foculo stipites redegerunt...

p. 839. *Poſt haec nostri pariter et fanum cremandum et basilicam lignis machinamentorum exaedificandum curabant, belli instrumenta pacis domicilio permutantes...*

Dies quoque, quo thelaurus Svantovitho votorum nomine confecratus a Rugianis traderetur, prefigitur.



a) Arkona: Südlicher Burgrand mit dem Aufwege Fr. Wilhelms IV.



b) Arkona: Nördlicher Burgrand



Arkona: Tiefe Schatzgrube zwischen Quelle und Tempel

zog sich rasch den Augen der Umstehenden. Als die Bürger nun dem Holzbilde Stricke umwerfen und es hinausziehen sollten, weigerten sie sich dessen in der Furcht ihres alten Glaubens. Durch Gefangene und Fremde, die in der Burg Geschäfte machten, mußte man diese Arbeit besorgen lassen... Die Figur wurde ins Lager geschleift und von den zusammenlaufenden Soldaten angestaunt... Gegen Abend machte sich die Schar der Köche daran, das abgesetzte Götterbild in kleine Kloben und Scheite zu zerhauen, wie sie sie für ihre Herde brauchten...

Darauf trafen unsere Leute Anstalten, auch den Tempel zu verbrennen und eine Basilika aus dem Holze, das für Belagerungswerkzeuge bestimmt war, zu erbauen; so sollte das Kriegsmaterial eine Friedensstätte abgeben... Schließlich wurde auch der Tag für die Auslieferung des Tempelschatzes bestimmt.«

Das ist der Bericht des Saxo. Und nun kommt unsere Ausgrabung, die ich von Mitte August bis Anfang September 1921 mit Robert Koldewey und meinem Sohne Walter Herwig zusammen ausgeführt habe¹. Wir waren aufs beste versorgt in dem 5 Minuten von der Arbeitsstelle gelegenen Logierhause der vortrefflichen Familie Stegemann. Die Arbeiter hatte uns der oberste der Leuchtturm-Beamten, Herr Maschinenmeister Kruse, vermittelt, der auch seither die Aufsicht über das fiskalische Burggelände geführt und für tadellose Erhaltung unserer Markierpfähle gesorgt hat.

Die Burg bildet heute ein Dreieck mit der Spitze gegen Osten, der Basis gegen Westen. Die Basislinie hat die stattliche Länge von 190 m, die Breite der Burg von O nach W beträgt 125 m. Die Spitze im O ist eine hohe ebene Fläche, von ihr aus senkt sich gegen W hin das Terrain bis zum Wall um $6\frac{1}{2}$ m. Die Burgfläche liegt gute 40 m über der Ostsee (Abb. 3). Der Wall ist in einzigartiger Mächtigkeit erhalten, durchweg 9—10 m, am Nordende sogar 13 m hoch (Abb. 1 u. Taf. Vb).

Die Absturzwände um den Ostrand zeigen im südlichen Teile die kahlen Kreidefelsen in imposantem Aufbau (Taf. I und IIa). Hier wird die Stelle noch gezeigt, wo der aus dem Wilhelm-Müller-Liede »Auf Arkonas Bergen« bekannte Adlerhorst gestanden hat (auf dem Plane Abb. 4 mit AH bezeichnet). Im nördlichen Teile ist der Abfall zunächst gelinder und wird erst für die letzten 15 m steil (Taf. IIb). Hier wächst vielfach der Stranddorn, und hier fließt auch heute noch die von Saxo erwähnte Quelle, die durch zwei Brunnen wieder erbohrt ist und in der ersten Leuchtturmzeit der kleinen Kolonie Arkona das Wasser liefert hat.

Direkt südlich von der Quelle, an einem Zackenvorsprung der Hochfläche (auf dem Plane Abb. 5 schraffiert), war schon, als wir hinkamen, im Abhang eine tiefe schwarzgefüllte Grube mit ebenem Boden und steiler rechter Wand zu erkennen. Wir haben den Querschnitt, der sich so bot, etwas abgeschürft und dann photographiert (Tafel III). Es handelt sich offenbar um eine der tiefen Schatzgruben, die zum Tempel gehörten und die wir 1922 auch auf der Rethra-Burg gefunden haben.

An dem Wall im Westen ist der Außengraben heute kaum zu erkennen; innen zieht aber eine breite Mulde am Wall entlang, wie öfter bei slavischen Burgen (Römerschanze bei Potsdam, Burgwall im Kleeßener Zotzen bei Friesack), aus der ein Teil des Materials zum Wallaufbau genommen ist.

Unsere ersten Aufklärungsschnitte auf dem Burgplatze, von O her radial gegen den Wall gezogen, ergaben für die erste Hälfte der Strecke einen völlig freien Platz; keine Hausspur, keine Topfscherbe, kein Nagel trat auf. Dann aber begannen die Häuser und fanden

¹ Die Ausgrabung wurde von den umliegenden Gütern und von Touristen stark besucht; von wissenschaftlichen Leuten haben sie gesehen: Dr. F. Adler-Stralsund, Geh. Studienrat Prof. Walter-Stettin, Dr. Gummel-Hannover, Konservator W. Karbe-Neustrelitz, H. Sökeland-Berlin, Prof. E. Pernice-Greifswald.

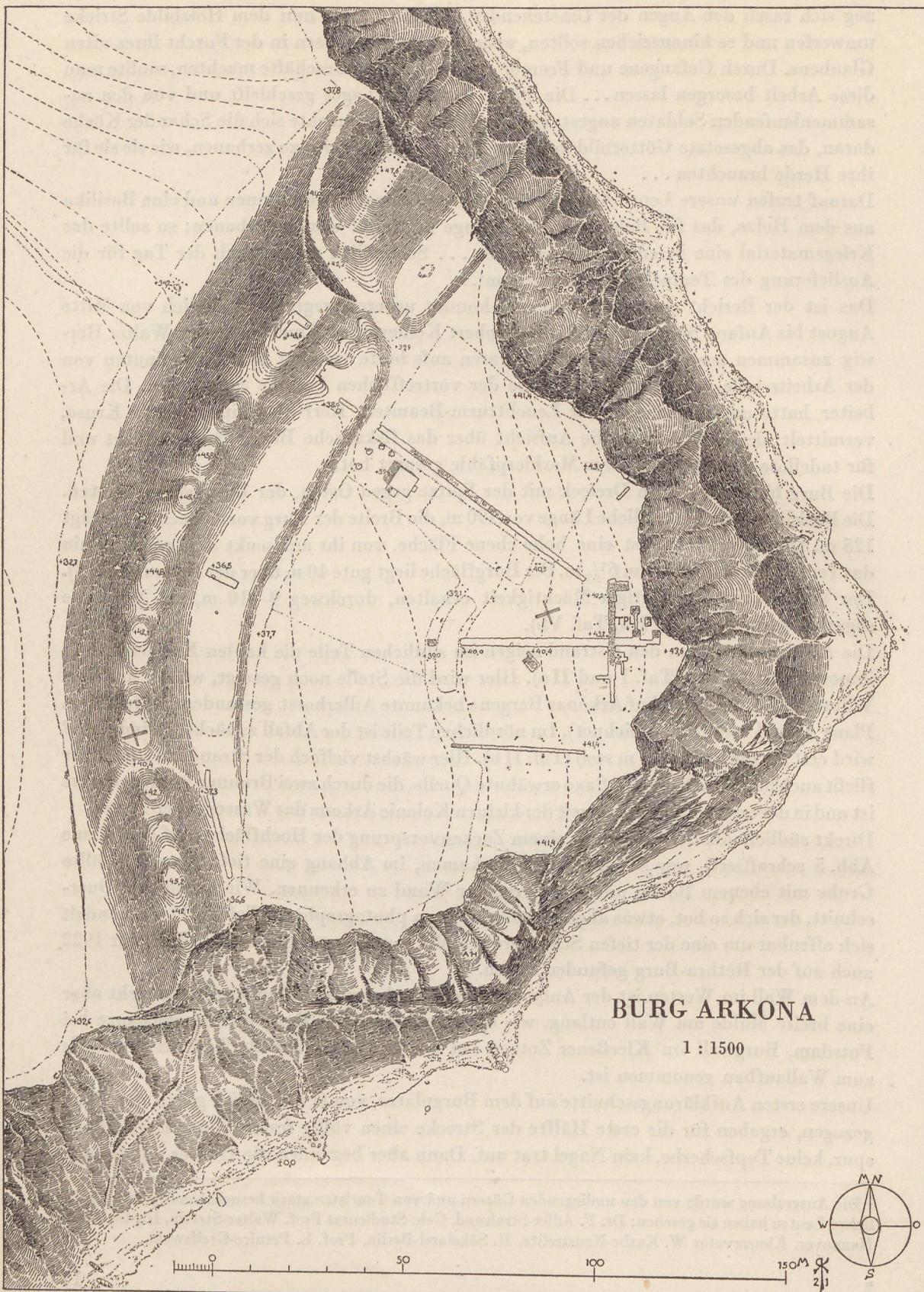


Abb. 4. Plan unsrer Ausgrabungen. Nach R. Koldewey

ARKONA

1921

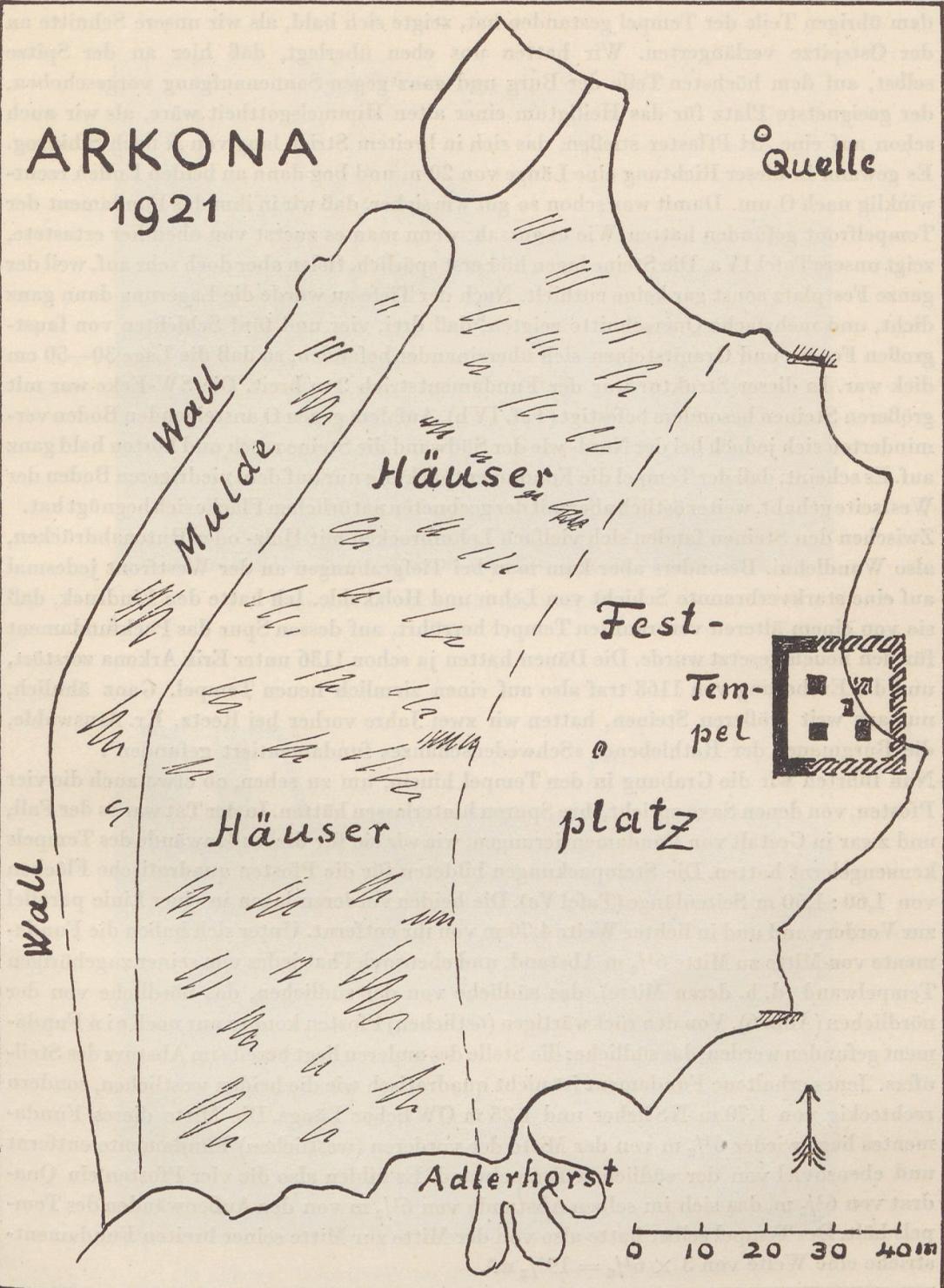


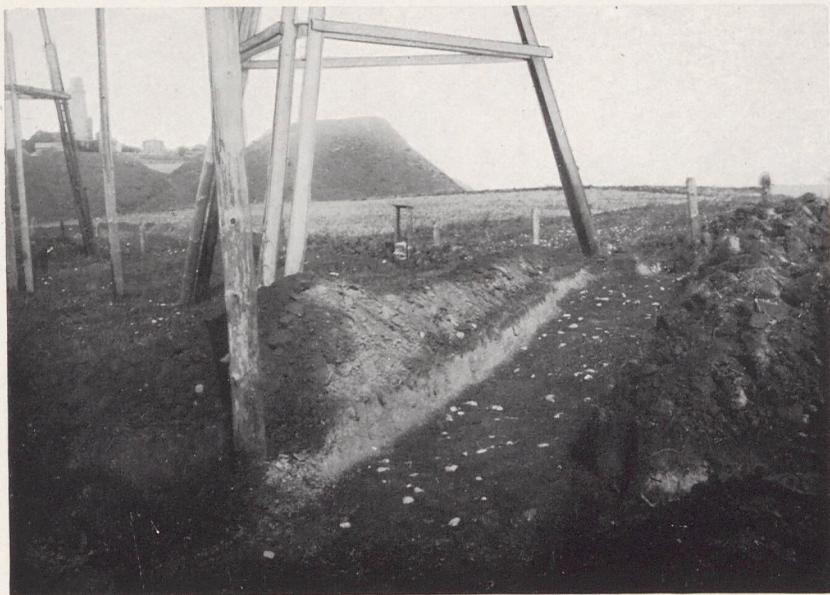
Abb. 5. Arkona, Burgfläche. 1:1000 Die Ausgrabung

sich, wo wir den Schnitt fortführten, ihrer vier hintereinander. Es hat also ein breiter Gürtel von Wohnungen an der Wallseite die Burg besetzt gehalten (Abb. 4 und 5). Wo auf dem übrigen Teile der Tempel gestanden hat, zeigte sich bald, als wir unsere Schnitte an der Ostspitze verlängerten. Wir hatten uns eben überlegt, daß hier an der Spitze selbst, auf dem höchsten Teile der Burg und ganz gegen Sonnenaufgang vorgeschoben, der geeignete Platz für das Heiligtum einer alten Himmelsgottheit wäre, als wir auch schon auf eine Art Pflaster stießen, das sich in breitem Strich lang von N nach S hinzog. Es gewann in dieser Richtung eine Länge von 20 m und bog dann an beiden Enden rechtwinklig nach O um. Damit war schon so gut wie sicher, daß wir in ihm das Fundament der Tempelfront gefunden hatten. Wie es aussah, wenn man es zuerst von oben her ertastete, zeigt unsere Tafel IV a. Die Steine lagen hier erst spärlich, fielen aber doch sehr auf, weil der ganze Festplatz sonst gar keine enthielt. Nach der Tiefe zu wurde die Lagerung dann ganz dicht, und mehrfache Querschnitte zeigten, daß drei, vier und fünf Schichten von faustgroßen Feuer- und Granitsteinen sich übereinander befanden, so daß die Lage 30—50 cm dick war. In dieser Struktur war der Fundamentstrich 2 m breit. Die SW-Ecke war mit größeren Steinen besonders befestigt (Taf. IV b). Auf dem gegen O ansteigenden Boden verminderten sich jedoch bei der Nord- wie der Südwall die Steine rasch und hörten bald ganz auf. Es scheint, daß der Tempel die Fundamentpackung nur auf dem niedrigeren Boden der Westseite gehabt, weiter östlich aber mit der geebneten natürlichen Fläche sich begnügt hat. Zwischen den Steinen fanden sich vielfach Lehmstücke mit Holz- oder Rutenabdrücken, also Wandlehm. Besonders aber kam man bei Tiefgrabungen an der Westfront jedesmal auf eine starkverbrannte Schicht von Lehm und Holzkohle. Ich hatte den Eindruck, daß sie von einem älteren verbrannten Tempel herrührt, auf dessen Spur das Packfundament für den neuen gesetzt wurde. Die Dänen hatten ja schon 1136 unter Erik Arkona zerstört, und die Eroberung von 1168 traf also auf einen ziemlich neuen Tempel. Ganz ähnlich, nur aus weit größeren Steinen, hatten wir zwei Jahre vorher bei Reetz, Kr. Arnswalde, die Burgmauer der Rathlebener »Schwedenschanze« fundamentiert gefunden¹.

Nun führten wir die Grabung in den Tempel hinein, um zu sehen, ob etwa auch die vier Pfosten, von denen Saxo spricht, ihre Spuren hinterlassen hätten. In der Tat war es der Fall, und zwar in Gestalt von Fundamentierungen, wie wir sie für die Außenwände des Tempels kennengelernt hatten. Die Steinpackungen bildeten für die Pfosten quadratische Flächen von 1,60 : 1,50 m Seitenlänge (Tafel Va). Die beiden vorderen lagen in einer Linie parallel zur Vorderwand und in lichter Weite 4,70 m von ihr entfernt. Unter sich haben die Fundamente von Mitte zu Mitte $6\frac{1}{2}$ m Abstand, und ebensoviel hat jedes von seiner zugehörigen Tempelwand (d. h. deren Mitte), das südliche von der südlichen, das nördliche von der nördlichen (Abb. 6). Von den rückwärtigen (östlichen) Pfosten konnte nur noch ein Fundament gefunden werden, das südliche; die Stelle des anderen liegt bereits im Absturz des Steilufers. Jenes erhaltene Fundament ist nicht quadratisch wie die beiden westlichen, sondern rechteckig von 1,70 m NSlicher und 1,25 m OWlicher Länge. Die Mitte dieses Fundamentes liegt wieder $6\frac{1}{2}$ m von der Mitte der vorderen (westlichen) Fundamente entfernt und ebensoviel von der südlichen Tempelwand. Es bilden also die vier Pfosten ein Quadrat von $6\frac{1}{2}$ m, das sich im selben Abstande von $6\frac{1}{2}$ m von den Außenwänden des Tempels hält. Der Tempel selbst hatte also von der Mitte zur Mitte seiner breiten Fundamentstriche eine Weite von $3 \times 6\frac{1}{2} = 19\frac{1}{2}$ m².

¹ Ztschr. f. Ethn. 51, 1919 S. 286.

² Es ist anzunehmen, daß die $6\frac{1}{2}$ m ein rundes Maß darstellen, also wohl 20 Fuß. Dann wäre der slavische Fuß gleich dem keltischen und germanischen zwischen 32 und 33 cm groß gewesen.



a) Arkona: Oberfläche der Tempelfront



b) Arkona: Tempelfront mit Querschnitt durch die Steinpackung
Vorn der Fundamentblock der SW-Ecke



a) Arkona: Rechts Fundamentpackung für den südwestlichen Pfeiler im Tempel



b) Arkona: Blick auf den Burgwall entlang, von der höchsten Stelle am Nordrande aus

In dem inneren Quadrate, dem Allerheiligsten, haben wir dann nach Fundamentspuren des Swantewitbildes gesucht. Wir vermuteten sie zunächst in der Mitte. Da waren sie aber nicht. Wir setzten dann unsren Versuchsgraben nach O weiter fort und fanden die Spur kurz vor der Linie der hinteren Pfosten. Das Swantewitbild ist also nahe an die Rückwand des Vorhangquadrates gerückt gewesen. Die Spur war von einer monumentalen Deutlichkeit. Es war eine Grube von 2 m Länge und 1,40 m Breite, die 1,05 m tief (unter den heutigen Boden) in die Erde ging. Sie war in OWlicher Richtung in drei Teile geteilt: das mittlere Drittel war frei, im östlichen lagen 3 große Findlinge als Keilsteine (Abb. 6 und Taf. VI), und im westlichen ein paar kleinere solche; an der Nord- und Südwand der

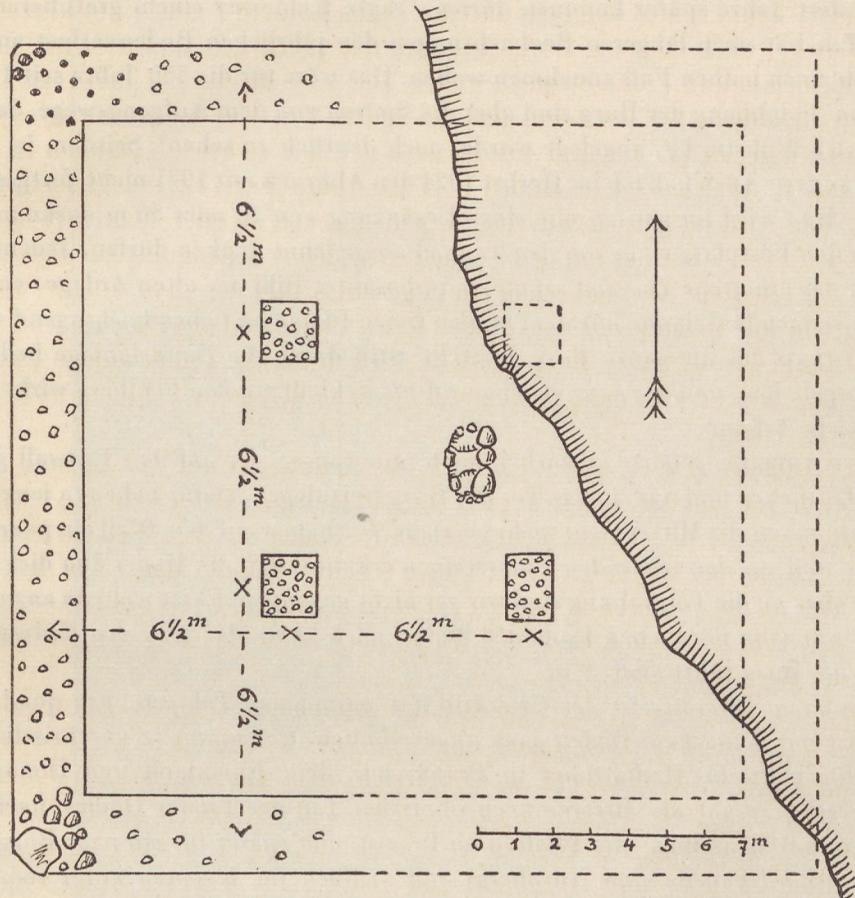


Abb. 6. Tempelgrundriß in Arkona. 1:200

Grube klebte eine Menge faust- und kopfgroßer Keilsteine. Klärlich hatte ein Block von etwa 1,80 m NSlicher und 0,60 m OWlicher Erstreckung hier in den Boden eingegriffen und war mit den Steinen festgekeilt worden. Das war die Basis des Swantewitbildes gewesen, von der Saxo sagt, daß sie unter Boden lag, so daß die Füße dicht auf dem Boden aufstanden. Und wegen dieser kolossalen Befestigung im Erdreiche war es auch unmöglich gewesen, die Statue anders zu beseitigen als dadurch, daß man sie über den Fußknöcheln durchhieb. Die Figur wird von unten an bis zu den Knien aus einem Stück bestanden haben und nach oben zu dann aus weiteren Stücken aufgebaut gewesen sein. Wie hoch sie war, dürfen wir erschließen aus der Angabe des Saxo, daß sie beim Umfallen die nächste Tempelwand eingeschlagen habe. Von der Vorderwand ist sie rund 10 m, von den Seitenwänden 8, von der anzuneh-

menden Rückwand (im Osten) 7 m entfernt. Sie muß also 8—9 m hoch gewesen sein, um eine der Seitenwände oder die Rückwand zu erreichen.

Während wir sonst auf der Burg, d. h. in dem Häusersviertel, nur spätslavische Scherben gefunden hatten mit den bekannten starken Horizontalriefen, gestempelten Wülsten, geschweift umbiegenden Rändern, kamen in der Fundamentgrube auch einige frühere (mittelslavische) mit eingekratzter Wellenlinie zutage. Der Kult scheint also auf der Burg älter zu sein als die Bewohnung.

Es war eine glückliche Fügung, daß wir die Tempelreste so nahe am Absturz gerade noch feststellen konnten. Der Abbruch geht Jahr für Jahr unaufhaltsam weiter. »Wir hätten keine hundert Jahre später kommen dürfen«, sagte Koldewey einem gratulierenden Besucher. Man hat nach längeren Beobachtungen den jährlichen Bodenverlust auf durchschnittlich einen halben Fuß annehmen wollen. Das wäre für die 750 Jahre seit 1168 über 100 m. Am Südabhang der Burg sind aber die Spuren von dem Aufgangswege, der einmal für Friedrich Wilhelm IV. angelegt wurde, noch deutlich zu sehen¹. Seitdem ist also nur wenig verändert. Auch hab ich im Herbst 1924 den Abbruch seit 1921 nicht fortgeschritten gefunden. Man wird im ganzen mit einer Ergänzung von 30 oder 50 m auskommen und sich dann den Festplatz rings um den Tempel ausgedehnt denken dürfen. Jedenfalls gibt aber auch der erhaltene Zustand schon ein imposantes Bild der alten Anlage: vom Walle her das ansteigende Gelände mit dem großen freien Platze und oben hochragend der Tempel. Das Ostkap, das die ganze Burg darstellt, wird durch die Tempelanlage bedeutungsvoll hervorgehoben, und der ganz gleichgestaltete Schloßberg von Feldberg wirkt daneben wie ein Klein-Arkona.

Zu unserer Aufgabe gehörte eigentlich noch, die Spuren der auf den Erdwall gesetzten Mauer aufzusuchen und das einzige Tor der Burg freizulegen. Dafür haben in jener schlimmen Inflationszeit die Mittel nicht mehr gereicht. Wir haben auf dem Wall ein paar Flächen abgedeckt und an den lagernden Frontsteinen erkannt, daß die Mauer 5 m dick gewesen sein wird, aber an die Torgrabung sind wir gar nicht gegangen. Es ist wohl da anzunehmen, wo nicht weit vom nördlichen Ende des Walles noch heute der Weg den Erdwall schräg hinauf in die Burg führt (Taf. V b).

Von besonderem Interesse ist der Grundriß des gefundenen Tempels. Ein quadratischer Kultbau ist auf deutschem Boden ganz ungewöhnlich. Er kommt in vorchristlicher Zeit nur vor für keltische Heiligtümer in Frankreich, dem Rheinland und Donaugebiet². Christlich tritt er auf als ältester noch römischer Teil des Trierer Domes, nach 376 erbaut, sogar mit denselben vier Pfeilern im Innern, und später für ein paar Burgkapellen (Mainz: Gothardskapelle und Nürnberg) und vielfach für Krypten unter romanischen Kirchen³.

Es ist ausgeschlossen, daß die Slaven vom Westen her beeinflußt worden wären. Ihre Kultur hat von dieser Seite nichts erhalten, sie wurzelt ganz im Südosten. Und von hier haben sie sicher auch ihren Tempelbau bezogen, vielleicht von keltischen Nachklängen an der mittleren und unteren Donau, vielleicht auch von weiter her. In Armenien ist, wie Strzy-

¹ Auf Koldeweys Plane unterhalb vom Adlerhorst ostwestlich emporziehend und nach einer Unterbrechung in dem obersten Arme des heutigen Zickzackweges erhalten. S. auch Taf. II^a.

² Lehner in den Bonner Jahrb. 125, 1919 S. 134—144, Taf. XXVI—XXX. Nettersheim, Pesch, Andernach nebst 4 Anlagen in Frankreich. Zwei Beispiele in Bayern nannte mir P. Reinecke im September 1921: 1. Straß b. Nersingen (B.-A. Neu-Ulm) ein rhätischer Tempel; 2. auf dem Weinberg a. d. Donau b. Kehlheim ein Tempel im Limesposten des 3. Jahrhunderts.

³ Dehio, Gesch. d. deutschen Kunst 1920 Bd. I Abb. 98 Trier, 114, 115 Krypten, 229—232 Mainz, Nürnberg.



Arkona: Fundamentgrube des Swantewit-Bildes

gowski wiederholt dargelegt hat¹, der quadratische Grundriß mit einer Kuppel über der Mitte im 5. bis 7. Jahrhundert ausgereift und dann in ganz Osteuropa »die bevorzugte Kirchenform der orthodoxen Christenheit geworden«. Aber man soll Asien nicht ohne weiteres gleich als Heimat ansprechen. Auch die vielköpfigen Gottheiten der Slaven — neben dem 4köpfigen Swantewit in Arkona gab es in Karentia (Garz) einen 7köpfigen Rugiawit, einen 5köpfigen Porewit und einen 4köpfigen Porenut (Saxo pg. 841) — scheinen ihre nächsten Analogien in Tibet und Indien zu haben. Und doch finden sich diese vielköpfigen Göttergestalten gerade auch bei den Kelten. Überall im alten Gallien² sind Denkmäler aufgetreten mit einer anscheinend drei-, in Wirklichkeit wohl viergesichtigen männlichen Gottheit (Abb. 7) — das vierte, nach hinten gewandte Gesicht war nicht darstellbar —, und der etruskisch-römische Janus wird in der Überlieferung auch gelegentlich quadrifrons genannt (Macrobius Sat. 19, 13)³. Hier liegen Probleme, die wir noch nicht lösen können und die offenbar in die frühe Prähistorie zurückgreifen. In der Kirche zu Altenkirchen, eine gute Stunde SWlich von Arkona, ist ein Granitfindling eingemauert mit der fast lebensgroßen Reliefdarstellung eines Mannes, der ein riesiges Trinkhorn an die Brust drückt (Abb. 8), in slavischer Tracht: langem Taillenrock, spitzer Mütze, Knebelbart. Das Bild gilt allgemein für den Swantewit von Arkona — wegen des großen Trinkhorns. Da es aber nur einen einfachen Kopf hat, kann es der Swantewit nicht sein. Es



Abb. 7. Keltische Gottheit

ist vielmehr der Grabstein eines Slaven, wie es ihrer eine ganze Reihe gibt, die alle noch fälschlich als »Götzenbilder« angesehen werden. Etwa ein halb Dutzend sind im alten Preußenlande, im Kreise Rosenberg gefunden — und mehrere stehen in Danzig vor dem Kunstmuseum. Die Figuren sind z. T. sehr roh, der Findling ist nur notdürftig der Menschenfigur angenähert. Alle aber halten ein kleines oder größeres Trinkhorn in der Hand. Diese Figuren heißen in Rußland Keimeneia baba, »Steinmütterchen«. Ein französischer Gesandter, der im Auftrage Ludwigs XI. i. J. 1253 zu einem großen Khan in den Orient reiste, hat sie in Südrussland noch vielfach auf den Grabhügeln stehen sehen. Es sind also die einfachen aufragenden Steine auf den Gräbern allmählich zu Menschenfiguren geworden — ganz wie im alten Mittelmeere — und diese verstorbenen Menschen sind alle mit einem Trinkhorn versehen — so wie im Mittelmeere der etruskisch-römische Lar, der verehrte Ahnherr des



Abb. 8. Slavischer Grabstein

¹ Die Baukunst der Armenier und Europa 1918, besonders S. 95 Bagaran, 185 Ani, 233 Etschmiadsin. Ursprung der christlichen Kirchenkunst 1920 S. 55f.

² Al. Bertrand, Lareligion des Gaules 1897 S. 316, 317, 344, 370f. kannte nur erst wenige, Espérandieu, Bas reliefs de la Gaule ancienne 1918 bildet im ganzen 23 ab, die man in seinen Indices s. v. »tricorne« leicht findet. Die meisten (11 Stück) hat Reims geliefert, aber auch durch Mittel- und Südgallien (Paris, Beaune, Trier, Nimes, Auch, Condat) gehen die Beispiele.

³ Hinweise und Auskünfte in diesen Dingen verdanke ich außer Koldewey den verehrten befreundeten Kollegen Goldschmidt, Dragendorff und Grünwedel.

Hauses und wie schon unendlich viel früher im französischen Paläolithikum die weiblichen Standbilder in den Grabhöhlen von Laussel. Es ist eine Perspektive von so überraschender, blendender Weite, daß man sich scheut, sie heute schon fest ins Auge zu fassen. Aber Südrußland und der Kaukasus ist mit Recht das östlichste der Mittelmeerländer genannt worden, vielerlei Eigentümlichkeiten des alten weiten Gebietes haben dort ihre letzte Zuflucht gefunden. Andeutungen der vielköpfigen Götter finden sich im Janus der Etrusker, der quadratischen Bauten im Atriumhause und auch im Tempel der Etrusker. Wenn Slaven und Kelten, die keine direkten Beziehungen miteinander gehabt haben, in so merkwürdigen Dingen wie dem quadratischen Tempel und der vielköpfigen Gottheit übereinstimmen, möchte ich annehmen, daß ihnen beiden diese Dinge aus dem Mittelmeere zugekommen sind, den Slaven aus Südrußland, den Kelten von den Ligurern in den Westalpen. Die Slaven wurzeln mit ihrer ganzen Kultur im fernen Südosten. Sollte hier einmal ein skythischer Tempel ausgegraben werden, würde ich mich nicht wundern, wenn er ein ebensolches Quadrat mit vier Säulen im Innern wäre wie unserer in Arkona.

RETHRA AUF DEM SCHLOSS-
BERGE BEI FELDBERG

1922



Abb. 9. Ansicht des Schloßberges von Südwesten

Nach der genauen Beschreibung Ditmars von Merseburg war die Lage der Stadt Rethra so ausgezeichnet und auffallend, daß es wohl wenig Gegenden geben möchte, die zu der Beschreibung passen. F. Lisch 1838.

Inhalt. I. Die Überlieferung. Thietmar und Adam von Bremen. Riedegost und Suarasici. Urbs tricornis. Thietmar als Schriftsteller. Rethras Rolle. Die Volkssagen. — II. Die Nachsuchung. Prillwitz. Carwitz und Feldberg. Lieps und Tollense. Der Schloßberg bei Feldberg. — III. Die Ausgrabung. Lage und Gestalt der Burg. Der Tempel. Hausgruben. Die Wallmauer. Die Tore. Die Kleinfunde. — IV. Die Zerstörung. Gützkow. 1147 und 1151. Höhenlage der Heiligtümer.

Meine Vermutung vom vorigen Jahre ist richtig gewesen. Auf dem Schloßberge bei Feldberg hat sich das vielgesuchte große Wendenheiligtum Rethra tatsächlich ergeben.

Wir haben dort 14 Tage, vom 1.—15. Oktober 1922 gegraben, gemessen und photographiert, Hr. Konservator Karbe-Neustrelitz, Robert Koldewey, mein Sohn Walter Herwig und ich. Das Wetter war uns nach dem schlechten Sommer überaus günstig. Es war durchweg sonnig. Ein Tag Sprühregen und zwei mit heftigem Ostwind haben uns in dem prachtvollen Buchenhochwalde kaum behindert. Bedrohlich erschien zu Beginn der Arbeitermangel. Die Forstverwaltung konnte die in Aussicht gestellten Leute nicht verfügbar machen. Da erboten sich eine Reihe von Primanern und Sekundanern vom Neustrelitzer Gymnasium und Realgymnasium, die zu Hause in Feldberg ihre Herbstferien verbrachten, zu der Arbeit mit Hacke und Schaufel. Zwei Studenten traten bald noch hinzu. Als die Ferien am 9. Oktober zu Ende gingen, waren die Direktoren der beiden Schulen, die HH. Dr. Duncker und Dr. Michaelis, freundlich bereit, uns zwei der Schüler noch für die weitere volle Woche zu belassen. So waren uns immer die nötigen Kräfte zur Verfügung. Ich habe dabei meine früheren Bedenken, die harte Arbeit mit so jungen Leuten zu unternehmen, mehr und mehr schwinden sehen. Sie haben die ganze Zeit gut durchgehalten und von der Begeisterung für die Sache nichts eingebüßt. Freilich waren diese Feldberger Jungens von anderm Schlage als man sie von einem Berliner Gymnasium voraussichtlich erhalten würde¹.

Den Grundstock für die Kosten der Grabung hat wiederum dankenswerterweise die Wentzel-Heckmann-Stiftung gewährt.

¹ Da jeder Beteiligte ein Zeuge für die Zukunft ist, teile ich die Namen mit. Es waren, nach der Zahl ihrer Arbeitstage gereiht:

I. DIE ÜBERLIEFERUNG

THIETMAR UND ADAM VON BREMEN

Was mich vor einem Jahre auf die Stelle bei Feldberg geführt hat, war die Beschreibung Rethras bei Thietmar, die ich noch einmal hierhersetzen muß. Er sagt (VI 23 [17]):
Est urbs quaedam in pago Riedirierun Riedegost nomine, tricornis ac tres in se continens portas, quam undique silva ab incolis intacta et venerabilis circumdat magna.

Duae eiusdem portae cunctis introeuntibus patent; tercia quae orientem respicit et minima est, transitum ad mare iuxta positum et visu nimis horribile monstrat.

In eadem est nil nisi fanum de ligno artificiose compositum, quod pro basibus diversarum sustentatur cornibus bestiarum.

Das habe ich übersetzt:

»Im Redarergau liegt eine Burg mit Namen Riedegost, dreihörnig und mit drei Toren, ganz von einem großen Walde, den die Bewohner unversehrt und heilig halten, umgeben. Zwei ihrer Tore stehen allen, die hinein wollen, offen; das dritte, das nach Osten schaut und ganz klein ist, weist den Pfad zum Meere unmittelbar daneben und schreckhaft zu sehen.

In dieser Burg steht nichts als das Heiligtum, aus Holz kunstreich gebaut und statt der Fundamente von den Hörnern verschiedener Tiere getragen.«

Im Weiteren ist dann von den Schnitzbildern die Rede, die außen den Tempel schmücken, von den Götterstatuen, die im Innern stehen, quorum primus Suarasici dicitur, von den Dienern (ministri), die das Heiligtum zu pflegen haben, und von dem großen heiligen Pferde, das über Speere schreitend die Orakelschafft. Heiligtümer gibt es im Slavlande so viele wie Gäue, aber Rethra hat die unbedingte Vorherrschaft. Hier werden die Feldzeichen (vexilla) der sämtlichen Wendenvölker aufbewahrt, hier kehren sie ein, ehe sie in den Krieg ziehen, und hier opfern sie einen guten Teil der Beute, wenn sie zurückkehren.

Diese Thietmarstelle war von den bisherigen Rethraforschern in wesentlichen Punkten mißdeutet worden, indem sie sich an die erstaunlich schlechte Übersetzung hielten, die von einem Dr. Laurent verfaßt in der Serie der »Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit« von der Monumenta Germaniae-Kommission (Lappenberg) im Jahre 1848 herausgegeben ist. In dieser Übersetzung ist urbs tricornis »eine Stadt von dreieckiger Gestalt«, und am Anfang des dritten Satzes in eadem est nil nisi fanum wird eadem nicht, wie es sich gehört, auf urbs bezogen, sondern auf die eben vorausgegangene tercia porta. In diesem Tore das Heiligtum anzunehmen, war allerdings nicht gut möglich, aber »an diesem Tor« oder »in der Richtung dieses Tores« glaubte man, habe Thietmar in seinem schlechten Latein sagen wollen¹.

Diese beiden Mißverständnisse, die »dreieckige Stadt« oder »Siedlung« und das Heiligtum außen »am Tore« oder »in der Richtung des Tores« haben die ganze letzte Rethra-Suche irregeführt. Man wollte ein dreizipfliges Gelände haben und draußen, getrennt von der

Albert Funke, Fritz Krog, Gerhard Voß, Hans Joachim Breest, Heinz Brückner, Peter Bull, Heinrich Lindstaedt, Carl Heinz Bull, Herbert Stern, Erwin Frehse. Dazu hatte uns Hr. Maurermeister Greck für mehrere Tage noch je zwei seiner Lehrlinge gestellt (Bartel, Weidmann, Lindenbergs, Plepp).

Auch an teilnehmendem Besuche hat es der Grabung nicht gefehlt. Die Honorarien von Feldberg, die Gutsbesitzer der Umgegend, Hr. Staatsminister Dr. Hustedt, Oberforstmeister v. Arenstorff, Forstmeister v. Bülow, Archivrat Dr. Witte, Baurat Brückner, Studienrat Vitense haben die Ergebnisse besichtigt; Prof. Dr. Beltz-Schwerin ist zwei volle Tage bei uns gewesen.

¹ Die Lesung in eadem (urbe) hat zuerst Grotewold gefordert (Mecklbg. Jahrb. 55, 1890, 178).

Siedlung vor dem Seetore, also wohl ganz im See, sollte der Tempel liegen; das Meer sollte »schauerlich anzusehen« sein wegen der von Menschenopfern blutenden Altäre. Und diese ganze Situation schien dann zu Adams von Bremen Beschreibung zu stimmen¹: das Heiligtum ganz von Wasser umgeben mit einem einzigen hölzernen Zugang. Deshalb hat die Ansetzung von Rethra, auf die man gekommen war, auf der Fischerinsel in der Tollense so allgemeinen Beifall gefunden. Hier liegt östlich von der Siedlung Wustrow die Insel, die Spuren einer hinüberführenden Holzbrücke haben sich gezeigt, und auf der Insel selbst konnten die Reste von Blockbauten und viele slavische Scherben festgestellt werden. Aber weder fand sich ein sicheres Tempelfundament noch die drei Tore Thietmars oder gar die neun Adams von Bremen.

Je mehr ich mich damit beschäftigte, um so mehr schienen mir die Angaben Thietmars vor denen Adams v. Br. den Vorzug zu verdienen. Schon die Bezeichnung Rethras als urbs bei Thietmar ist präziser als das civitas bei Adam. Urbs bedeutet immer die Burg, während civitas auch größere Siedlung, Stadt sein kann und in dieser Richtung auch hier von den Rethraforschern ausgenutzt ist². Sehr mit Unrecht, denn wenn auch in Thietmars Sprachgebrauche urbs, in Adams civitas vorherrscht, so meinen sie doch beide ein und dasselbe damit, wie aus manchen Stellen hervorgeht, wo sie eine Stätte erst urbs und dann, nur der stilistischen Abwechslung wegen, civitas nennen³.

RIEDEGOST UND SUARASICI

Thietmar sagt dann weiter, daß diese urbs Riedegost heiße. Auch hier hat man den Thietmar allgemein des Irrtums geziehen, weil Adam v. Br. und sein Nachschreiber Helmold mit Redigost oder Radigast den in Rethra verehrten Hauptgott bezeichnen. Thietmar, meinte man⁴, habe unberechtigterweise den Götternamen auf die Örtlichkeit übertragen. Aber das Umgekehrte ist der Fall. Borchling hat schon 1909 gesagt, daß Rethra eigentlich Radegast zu nennen sei, »woraus spätere Unkenntnis einen nie vorhanden gewesenen Gott Radegast gemacht habe«, während der dort verehrte Gott — wieder nach Thietmars alleinigem Bericht — Suarasici geheißen habe.

Ich habe mich nach diesen sprachlichen Verhältnissen jetzt noch einmal umgetan und von drei Autoritäten, Conrad Borchling (Hamburg), Edward Schröder (Göttingen) und Friedrich Braun (früher Petersburg, jetzt Leipzig) freundliche Auskunft erhalten. Sie stimmen alle drei darin überein, daß Riedegost oder Radigast von Haus aus ein Männername sei, der — unbestimmt wie — an zahlreichen Stellen von der Elbe bis zur Weichsel zum Ortsnamen geworden sei. C. Borchling schreibt mir (25. 3. 1923): »Thietmar gibt die ältere, richtigere Auffassung wieder, während Adam und ihm folgend Helmold eine jüngere

¹ Adam Br. II 18. Templum ibi magnum constructum est demonibus, quorum princeps est Redigast. Simulacrum eius auro, lectus ostro paratus. Civitas ipsa novem portas habet, undique lacu profundo inclusa, pons ligneus transitum praebet, per quem tantum sacrificantibus aut responsa potentibus via conceditur. Credo ea significante causa quod perditas animas eorum qui ydolis serviantur, congrue novies Styx interfusa cohercat.

² Oesten hat es sogar als »Gau« fassen wollen (»die Civitas der Slaven« Ztschr. f. Ethn. 22, 1890, 23ff. = Mecklbg. Jahrb. 55, 1890, 279ff.).

³ Thietmar I 5 (4) Heinricus in urbe predicta (Merseburg) quam Antiquam civitatem nominamus und I 10 (6) Lunzini (Lenzen) civitatem obsidens... urbem... prefatam acquisivit. Und ganz ebenso Adam v. Br. II 22 nobilissima civitas Iumne... de cuius preconio urbis... III 20 per singulas urbes cenobia fiebant... sicut testantur hii qui in Leubice (Lübeck), Aldinburg, Leontio (Lenzen), Razzisburg et in aliis civitatibus singulas viderunt.

⁴ Brückner Mecklbg. Jahrb. 54, 1889, 158; Grotfend ebenda 55, 1890, 176; Kurze in seiner Ausgabe des Thietmar 1889 VI 23 (17) Anm. 4.

Namenvertauschung bieten. Schon Jiriček hat im Časopis českého Musea 1863 S. 152 ausgesprochen, daß der Name Redigast später von dem Namen der Burg auf das Götterbild des Svarosic übertragen worden sei; der Name der Burg wiederum sei ohne Zweifel von irgendeinem slavischen Fürsten hergenommen. Jiriček hat mit dieser Ableitung des Ortsnamens Redigast sicherlich recht; es steckt jedenfalls ein Personenname als Grundlage darin, und das erklärt zugleich, weshalb nachher diese Verwechslung von Ortsnamen und Götternamen eintreten konnte. Die (nicht sehr zahlreichen) slavischen Ortsnamen auf -gost gehen sämtlich auf Personennamen mit dem zweiten Bestandteil -gost zurück. Dies *gost*, genauer *gosti*, ist ein echter slavischer Stamm, der mit germ. *gast*, lat. *hostis* identisch ist (vgl. E. Bernecker, Slav.-etym. Wörterbuch I 337). Die Bedeutung ist wie im Germ. „Gast“.

»Das auffallende in der ersten Silbe von Riedegost bei Thietmar ist wohl von Riedirierun beeinflußt und führt meiner Meinung nach auf ein Redegost zurück, das wieder eine Grundform Radi- voraussetzt.«

Im Grunde dasselbe, aber mit bemerkenswerten Nuancen, sagt Edw. Schröder (9. März 1923): »Die slavischen Ortsnamen auf -gost sind immer von Personennamen abgeleitet; speziell Radigost ist sehr häufig (vgl. Rudolphs Ortslexikon) ... Ich glaube, daß man sich nur auf Thietmar verlassen darf, der Riedegost als Ortsnamen nennt, und es liegt gar kein Grund vor, darin einen theophoren Ortsnamen zu erblicken. Der Personenname Radigast hat nichts Gottähnliches. Adam v. Br. sah richtig, daß Radigast eigentlich ein Personenname sei, verstand aber nicht (wie Thietmar höchstwahrscheinlich) slavisch und wußte nicht, daß hier der Name des Siedlers mit dem der Siedlung zusammenfiel. So folgerte er daraus einen Götternamen. Thietmar verdient unbedingt allein Glauben, er ist auch deshalb zuverlässig, weil er den Slaven von Haus aus — er stammte aus dem Walbecker Grafenhause und war Propst in Walbeck a. d. Aller — wie später als Bischof von Merseburg, immer nahe war. Adam v. Br. war ein Hochdeutscher, an der obersten Werra oder fränkischen Saale zuhause (Edw. Schröder, Hansische Gesch. Bl. 1918).«

Danach hätten wir all das Gerede von dem großen Gotte Radigast, das auf die falsche Autorität von Adam und Helmold hin in unserer Literatur wuchert, nunmehr zu beenden und uns zu bekehren zu dem wahren Namen des Gottes, den wiederum nur Thietmar überliefert: Suarasici¹. Was das bedeutet, hat auch schon 1909 Borchling uns gelehrt (Prähist. Ztschr. I 175): »Allen indogermanischen Völkern gemeinsam ist der Gott des himmlischen Lichtes, der Vater der Götter und Menschen, der zugleich auch den Donner regiert. Es ist dies die einzige Gleichung der vergleichenden Sprachforschung, die bis auf den heutigen Tag standgehalten hat. Der altindische Djaus ist derselbe wie der Zeus der Griechen, der Jupiter der Römer und der Ziu der Germanen. Bei den Kelten versteckt er sich hinter einem Beinamen, dem Volksgott Teutales; die Slaven nennen ihn Swarog.«

Der Name ist nur in der altrussischen Überlieferung bezeugt; ihm wird zur Seite gestellt Svarosic, der Sohn des Swarog, das ist der Thietmarsche Suarasici. »Der Sohn ist an die Stelle des Vaters getreten, wie in der griechischen Mythologie Zeus an die des Kronos.«

Ich habe früher geglaubt, der Name dieser großen Gottheit sei heute noch auf alt-slavischem Boden erhalten in dem Worte Swark oder Schwark für Gewitterwolke. Bei Fritz Reuter in der Stromtid heißt es: »an Axeln sinen Haewen treckte en nigen Swark up«; auch Bräsig sagt gelegentlich: »es treckt en Swark auf«. Hr. Museumsdirektor Kutter-Guben teilte mir mit, daß in seiner Gegend nach Schlesien zu die Leute »Schwark« oder

¹ Der Name kommt in der Form Suarasi auch vor in dem Briefe des Erzbischofs Brun an Heinrich II. von 1008, wo offenbar von Rethra die Rede ist. S. unten S. 191.

»Schwerk« sagen und auch das Verbum gebrauchen: »der Himmel ist sehr verschwurken«. Aber die Germanisten haben mich belehrt, daß diese Bezeichnung der Gewitterwolke durchaus auf deutscher Grundlage beruhe und mit Slavischem nichts zu tun habe. Swarasici in Rethra ist derselbe große Gott, der in Arkona als Swantewit (»der hochheilige«), in Stettin als Triglaw (»der dreiköpfige«) verehrt wurde; an allen drei Stellen wurden auch in derselben Form durch ein über Speere schreitendes heiliges Pferd die Orakel gegeben.¹

URBS TRICORNIS

Also eine Burg ist Rethra gewesen, und sie hat eigentlich Riedegost geheißen, und der große Gott, der in ihr verehrt wurde, war Suarasici. Und das alles steht allein klar und deutlich bei Thietmar, während die anderen unbestimmte oder mißverstandene Dinge reden.

Zu urbs fügt Thietmar dann nachher noch tricornis ac tres in se continens portas, »dreihörnig und mit drei Toren«. Was bedeutet dies »dreihörnig«? »Dreieckig« hat man es bisher allgemein übersetzt, indem man das darin steckende cornu auffaßte wie unser »horn« in Bezeichnungen wie Krughorn, Appelhorn, Maadehorn, Hämphorn, die an der Havel im Umkreise von einem Kilometer um Sakrow sich finden. Ein flach ins Wasser vorspringender Werder. Eine dreizipflige, flach im Wasser liegende Insel war deshalb immer das ersehnte Ziel aller Rethrasucher, und auf solchen Inseln hat auch Oesten immer gegraben: auf dem Amtswerder von Feldberg, auf dem Bullenwerder bei Carwitz, auf dem Nonnenhof in der Lieps und auf der Fischerinsel in der Tollense. Aber hier ist der lateinische Text wieder einmal falsch verstanden worden. Tricornis kann gar nicht einfach »dreieckig« heißen. Dreieckig heißt triangulus und trigonus. Plinius sagt 3. 8, 14: Siciliae species triangula. Orosius (I 2, 19) bezeichnet Spanien als trigona. Und ebenso sagt Adam v. Br. (I 1), Saxonia sei trigona; die eine Seite bilde die Meeresküste, die zweite die Elbe, die dritte die Linie von der mittleren Elbe bis zur Rheinmündung. Cornu kann im Lateinischen zwar jede Spitze und Zacke bedeuten, aber die ins Wasser vorspringenden Werder, die Schildhorn, Ziegenhorn, Bestehorn cornua zu nennen, ist bei den Lateinern nie so wie bei uns üblich gewesen. Cornu bedeutet in erster Linie doch das Tierhorn, das in die Höhe gerckte. Auch den Ausdruck tricornis hat das klassische Latein schon verwendet. Bei Plinius (n. h. 8. 72) kommt er vor und bei Solinus (52, 38) und beide Male für Ochsen mit drei Hörnern.

Unter einer urbs tricornis würde ich also mir ein Gebilde denken, das von weitem gesehen, wie ein Stierkopf mit drei Hörnern erscheint oder wie der Dreizack des Poseidon. Thietmar sagt urbs tricornis tres in se continens portas. Das ist für mich eine Burg mit drei Tortürmen. Die Tortürme wurden bei mittelalterlichen Burgen und Städten immer besonders hoch gebaut (Neubrandenburg, Teterow, Rostock, Stendal, Tangermünde), viel höher als die Mauertürme. Denn am Tore setzt der Feind den Hauptangriff ein, und hier will man viele Verteidiger in Etagen übereinander stellen.

Daß Thietmar den Ausdruck tricornis so gemeint hat, wie Plinius und Solinus ihn verwenden, ist kaum zu bezweifeln. Er war so belesen in den alten Schriftstellern, daß er auch ganz selten vorkommende Worte kannte. Er müßte sich ja sonst das tricornis auch selbst gebildet haben. Und dazu hat er die übertragene Bedeutung von cornu gekannt, die bei Ovid und Horaz sowohl wie in der Bibel und besonders in den Psalmen vorkommt, die

¹ Für Arkona vgl. Saxo Gram., für Stettin die Vitae Ottonis und Mecklbg. Jahrb. 37, 1872, 133.

Bedeutung von »Macht« und »Kraft«¹. Diesen übertragenen Sinn des cornu verwendet Thietmar selbst einmal sehr wirkungsvoll.

In den letzten Kapiteln seines Werkes, die ein Jahr vor seinem Tode geschrieben sind und ein mahnendes Testament darstellen, protestiert er gegen den Übermut der weltlichen Herren. Sie drangsalierten die Bischöfe und Erzbischöfe, raubten ihnen Land und erschlugen ihre Leute vor ihren Augen. *Novus cornupeta antiquam legem bonamque consuetudinem hactenus florentem iam disrumpit* sagt er. Cornupeta, das nur 2. Mos. 21, 29 u. 36 vor kommt, ist der sein Horn missbrauchende, stößige Ochse, also der »Hornwählige«, »Horn lustige«.

Das für die »heutigen Machthaber« zu sagen, ist natürlich eine Ohrfeige für die betreffenden Herren. Aber die Doppelbedeutung des cornu ist es, die Thietmar zu diesem beleidigenden Ausdruck führt. »Sie bedenken nicht«, fährt er fort, »den alten Spruch Davids: Traget Euer Horn nicht zu hoch, nolite extollere in altum cornu vestrum« (Psalm 75, 6).

Man sieht, welches Vergnügen Thietmar an dem Spiel mit dem Worte cornu hat, wie er dabei aber ganz von der Bedeutung als Tierhorn ausgeht. Die Prägung des Ausdrucks urbs tricornis, mit dem er seine Rethra-Beschreibung beginnt, hat er offenbar als einen guten Einfall betrachtet und der Vers *diva triformis am Schluß eines hübschen kleinen Gedichtes von Horaz auf Diana (Carm. 3, 22)* hat ihm vielleicht als Muster im Ohr geklungen. Ganz unzweifelhaft hat Thietmar mit der urbs tricornis das Bild eines hybriden Stierkopfes gemeint, und er wird nichts dagegen gehabt haben, wenn ein Leser dabei zugleich an eine dreifach gewaltige Tempelburg dachte.

THIETMAR ALS SCHRIFTSTELLER

Als ich zuerst meine Deutung der urbs tricornis vortrug, wurde ich gefragt, ob man Thietmar einen solchen bildlichen Ausdruck — dreihörnig für dreitürmig — zutrauen dürfe, und andere wollten wissen, woher Thietmars Überlegenheit in seinen ganzen Mitteilungen über Rethra stamme. Diesen Anforderungen verdanke ich das Vergnügen, daß ich Thietmars Bücher einmal von Anfang bis zu Ende gelesen habe.

Sein Werk, Chronicon genannt, ist keineswegs eine trockene Chronik, wie so viele andere des Mittelalters, sondern es sind eigentlich Memoiren. Der Verfasser hat aufgeschrieben, was er erlebt und was er gehört hatte. Und er hatte zu beidem reiche Gelegenheit. Thietmar entstammte dem sächsischen Hochadel. Sein Vater war ein Graf von Walbeck, seine Mutter eine Gräfin von Stade. Seine nächsten Verwandten befanden sich am Ottonischen Hofe und er selbst hat Heinrich II. wiederholt auf seinen Zügen begleitet und den Kaiser und seine Gemahlin fast Jahr für Jahr bei sich in Merseburg gesehen. Was Thietmar schreibt, umfaßt nur die Zeit der sächsischen Kaiser. Über die älteren, Heinrich I., Otto I. und Otto II., konnte er von seinen Eltern und Großeltern noch genügend mündlich erfahren. Unter Otto II. ist er 976 geboren und die Begebenheiten unter Otto III. und Heinrich II. hat er selbsttätig miterlebt.

Aber die großen politischen Ereignisse treten bei Thietmar ganz zurück, werden nur mit kurzem Worte gestreift, wie um den lokalen und persönlichen Erzählungen das Datum zu

¹ Psalm 132, 17 in nomine meo exaltabitur cornu eius, »daselbst (in Zion) soll aufgehen das Horn Davids«. Psalm 75, 11. »Ich will alle Gewalt der Gottlosen (cornua peccatorum) zerbrechen, daß die Gewalt des Rechten (cornu iusti) erhöhet werde.« Psalm 89, 25. »Meine Wahrheit und Gnade soll bei ihm sein, und sein Horn soll in meinem Namen erhoben werden.« Lucas 1, 69 erexit cornum in domo David; »und hat uns aufgerichtet ein Horn des Heils im Hause seines Dieners David.« Ovid ars am. I 239. Tunc veniunt risus, tunc pauper cornua sumit. Horaz Carm. 3, 21, 18 in dem Gedicht, das anfängt O nata mecum consule Manlio: tu spem reducis mentibus anxiis, viresque et addis cornua pauperi.

verleihen. Und diesen Erzählungen liegt immer Selbsterlebtes oder von befreundeter Seite Gehörtes zugrunde. Der Bericht über Rethra ist so eingehend und so anschaulich, wie wir sonst über ein slavisches Heiligtum ihn nur von Saxo Grammaticus über Arkona haben. Thietmar wird die Stätte nicht selbst gesehen haben; seine Schrift deutet dergleichen nicht an. Aber seine Diözese Merseburg lag an der Grenze des Slavenlandes, und sie hatte als Teilstück des Erzbistums Magdeburg die Aufgabe, in dem weiten Heidenlande die christliche Mission zu betreiben. Schon dadurch konnte er der Bestunterrichtete über die dortigen Verhältnisse sein. Es kam aber noch etwas Besonderes hinzu.

Im Jahre 1003, berichtet er, seien Gesandte der Redarier und Lutizen nach Quedlinburg zu Heinrich II. gekommen, und der König habe sie, die bis dahin seine Feinde waren, durch Geschenke und freundliche Behandlung zu seinen besten Freunden gemacht¹. Heinrich II. hat bei dieser Gelegenheit ein förmliches Bündnis mit den Lutizen geschlossen gegen den Polenherzog Boleslaw, der ihrer beider Gebiete bedrohte, das deutsche und das wendische. Der Klerus hat sich sehr erregt über dieses unerhörte Verfahren eines deutschen Königs. Es ist ein Brief des Erzbischofs Brun an seinen Bruder, den König Heinrich II. erhalten, in dem gewettet wird, wie man sich mit heidnischen Völkern verbinden könne gegen einen christlichen Machthaber. »Wie kommt Suarasi, der Teufel, zusammen mit dem Führer der Heiligen, deinem und meinem Mauritius? Wie verträgt sich der heilige Speer mit den von Menschenblut getränkten teuflischen Feldzeichen²?« Das sind deutliche Hinweise auf Rethra, wo Suarasici verehrt und die Feldzeichen der Wendenvölker aufbewahrt wurden. Das Bündnis hat aber nicht bloß jahrelang bestanden, es ist auch ausgeübt worden. Vom Jahre 1005 berichtet Thietmar: »Die Lausitzer vereinigten sich den Tag vor dem Oderübergang mit den Unsriegen; sie folgten ihren voraufziehenden Göttern³; und bei dieser Gelegenheit entwickelt er als Beispiel für die religiösen Anschauungen dieser Völker alles, was er von Rethra weiß. Es ist ganz klar, daß er in regem Verkehre mit den Wenden selbst auf solchen Kriegszügen es in Erfahrung gebracht hat; dem König Heinrich hat man sein Bündnis mit den Heiden nachher verziehen, als er das seit längerer Zeit schon eingegangene Bistum Merseburg wiederherstellte.

Nun war Thietmar aber außerdem eines besonderen Geistes Kind. Auf hervorragende Begabung deutet schon, daß er mit 33 Jahren Bischof wurde. Seine Bücher zeigen ihn geistvoll und witzig, oft schelmisch oder auch boshhaft. Er schildert gelegentlich sich selbst als unansehnlich, mit eingeschlagener Nase — wahrscheinlich hat er einmal wie Michelangelo einen Kameraden zu sehr gereizt —, als jähzornig und höhnisch (IV 75 [51]). Und ein andermal sagt er, er wandele in seiner Schriftstellerei lieber auf gewundenen einsamen Waldpfaden als auf einer Chaussee (IV 55 [35]).

Durch beste Schulbildung ist er so vertraut mit den lateinischen Klassikern, daß er auch entlegene Ausdrücke kennt und seine Zitate spielend und witzig verwendet. Sie sind aus Horaz, Vergil, Ovid, Lucan, Statius, Juvenal genommen. Die Ars poetica scheint er auswendig gewußt zu haben. Gleich in der Einleitung fürchtet er, nur fumum ex fulgore geben zu können und als imus faber das Ganze des Werkes zu verfehlten. In einer längeren

¹ Thietmar V 31 (19) Nuncios quoque Rederariorum et horum qui Liutici dicuntur, misericorditer suscepit hactenusque rebelles munerum dulcedine promissionumque iocunditate sedavit et de inimicis familiarissimos effecit.

² Quomodo convenient Suarasi vel diabolus et dux sanctorum vester et noster Mauritius? Qua fronde coeunt sacra lancea et qui pascuntur humano sanguine diabolica vexilla? Gedruckt bei W. v. Giesebricht, Gesch. der deutschen Kaiserzeit, Bd. II, Anhang: Dokumente. Den Hinweis auf diesen Brief verdanke ich Beltz.

³ Thietmar VI 23 (16) Post haec Liuzici nostris pridie quam ad Oderam fluvium venirent, sotiantur, deos suimet precedentes subsequuti.

Auseinandersetzung bricht er plötzlich ab: »ich will's nicht dem triefäugigen Crispinus nachmachen« — dem endlosen Schwätzer aus Horaz' Satiren (I 1. 120) — »und schweige deshalb« (IV 14 [10]).

Sein eigenes poetisches Talent zeigt sich darin, daß er jedes seiner Bücher eröffnet mit Versen, und gar nicht schlechten. Zuerst singt er seinen Bruder an, dem er die Schrift widmet, nachher der Reihe nach Heinrich I., die Ottonen und Heinrich II. Wo er auf die Wohltaten zu sprechen kommt, die Heinrich II. Merseburg erwiesen hat, geht er auch mitten aus der Prosa in Verse über. Aber auch in dieser Prosa selbst verwendet Thietmar alle Augenblicke poetische Ausdrücke oder Bezeichnungen, die abliegen von dem einfachen realen Begriff. So spricht er von dem »gebrechlichen Rohrstab« seines eigenen Wertes (IV 61 [39]), von dem »geflügelten Pferde«, auf dem Bolislav an der Oder entlang reitet, um die Kaiserlichen nicht herüberzulassen (VIII 19 [VII 12]), ein andermal von demselben Bolislav als einem »mit dem Schweife schlagenden Löwen« (VI 10 [8]). Von Heinrich I. sagt er (I 3 [2]): er wuchs auf ut arbor occulta und entwickelte sich dann aus guten Anlagen sicut flos in vere novo. Otto I. war regni tutor et imperii, hostibus cunctis horrendus, commissis gregibus inexpugnabilis murus. Seine Gemahlin Theophanu aber »gab von den Früchten ihres Leibes den Zehnten Gott« in Gestalt ihrer Töchter (de fructu ventris sui decimas Deo obtulit), indem sie die eine in Quedlinburg, die andere in Gandersheim in das Kloster eintreten ließ (IV 10 [8]).

Wie er gelegentlich (III 17 [10]) »Christus und sein Fischer« sagt und damit nach eigener Hinzufügung den »ehrwürdigen Petrus« meint, so läßt er (VIII 37 [VII 26]) Nordländer ad patrias navigio arctos zurückfahren und erläutert auch hier, daß er den großen und kleinen Bären am Himmel meine. Aber zuweilen unterläßt er eine solche Erklärung, und dann kann der Leser aufsitzten. Er erzählt, sein Onkel, der Markgraf Liutharius von Brandenburg, sei nach einer Hochzeit krank geworden, habe sich an dem »Paulinischen Tranke« berauscht und sei plötzlich gestorben (VII 26 [VI 52]). In dieser pocio Paulina hat man lange Zeit eine mittelalterliche Mixtur gesucht, bis es klar wurde, daß Thietmar auf eine Stelle des ersten Paulinischen Briefes an Timotheus (V 23) anspielt und einfach den Wein meint. Paulus schreibt da: »Laß das Wasser beiseite und trinke lieber etwas Wein um deines Magens willen und weil du so oft krank bist.« Diese pocio Paulina ist ein echt Thietmarscher in zwei Farben schillernder Ausdruck: Er hat eine gutmütige und eine boshafte Seite. Von dem vielgehaßten Onkel, der ihm immer seine Güter hat wegnehmen wollen, sagt er nicht glattweg: er hat durch einen großen Weinrausch seinen Tod herbeigeführt, sondern verschleiert: er hatte sich in dem Paulinischen Tranke übernommen; das heißt erstens, es war ja hübsch von ihm, daß er dem Rate des hl. Paulus folgte und Wein statt Wasser trank, aber zweitens: er wurde gestraft, weil er des Guten zu viel getan hatte. Nach solchen Beispielen wird man sich vorstellen können, daß der geistvolle Thietmar ein schmunzelndes Vergnügen hatte an dem stierköpfigen Bilde der abgöttischen Tempelburg, die ihm weit unter christenmenschlicher Gesittung stand und doch eine große Macht verkörperte.

RETHRAS ROLLE

In der Burg, sagt Thietmar, stand nichts als der Tempel, und auch nachher spricht er nur von den Dienern, die dort wohnten und die Orakel besorgten. Weder bei ihm noch sonst wo erfahren wir etwas von einem Fürsten, der etwa dort als Landesherr der Redarier gehaust hätte, oder von vielem Volke, von einer werktätigen Bevölkerung, die Rethra zu einer großen »Stadt« gemacht hätte. Wohl aber berichtet Thietmar (VI 23 [17] und 25 [18]),

daß die Feldzeichen der Wendenvölker in Rethra aufbewahrt wurden, und daß man sie von dort holte, wenn es in den Krieg ging. Man begann auch keinen Krieg, ehe man Rethra befragt hatte, und wenn er glücklich beendigt war, lieferte man dorthin einen Teil der Beute ab. Schon Brückner hat aus diesen Verhältnissen klar erkannt, daß Rethra nicht eine große Siedlung gewesen ist — wenn es das gewesen wäre, hätte sich sein Name erhalten, sagt er —, sondern daß es der Kriegstempel der Wenden war¹, der zu seinen Lebzeiten ein Sonderdasein führte und nach seinem Untergange nicht in seiner Eigenart im Volksgedächtnis haften blieb.

Schon Rethra hat somit zu dem Lande weit umher in demselben Verhältnis gestanden wie später Arkona zu der letzten noch heidnisch gebliebenen Insel Rügen: die Priesterschaft herrschte und bestimmte in wichtigen Augenblicken die politischen Geschicke auch derjenigen Landesteile, die etwa einen Fürsten hatten². Solange Rethra bestand, ist es für die heidnisch gebliebenen Teile des Slavenlandes zwischen Elbe und Oder das oberste und maßgebende Heiligtum gewesen, etwa wie Delphi für Griechenland und darüber hinaus. Das einzige Heiligtum war es keineswegs: Thietmar sagt von den Lutizen, so viele Gaue sie haben, soviele Tempel haben sie auch; unter ihnen hat aber Rethra die unbedingte Herrschaft³.

Diese Rolle Rethras spiegelt sich in mehreren Ereignissen, die uns aus dem letzten Jahrhundert seines Bestehens überliefert werden.

Im Jahre 983 hatten die Sachsen den Obotritenfürsten Mistivoi schwer gekränkt. Er begab sich daraufhin nach Rethra und gewann die Priesterschaft für die Anzettelung eines großen Aufstandes der Slaven gegen die Christenheit⁴.

Ums Jahr 1050 gingen zwei böhmische Mönche ins Wendenland, um das Christentum zu predigen; als sie aber nach Rethra gelangten, fanden sie den Märtyrertod⁵.

1066 brach wieder ein allgemeiner Aufstand der Slaven gegen die Christen los, der anscheinend von Rethra aus geleitet wurde. Die Mikilinburg bei Wismar, in der schon ein christliches Bistum bestand, wurde erobert, der alte würdige Bischof Johannes, ein Schotte, weithin durchs Land geschleift und in Rethra dem großen Heidengotte geopfert, indem man ihm erst Hände und Füße und dann auch den Kopf abschlug.

Diese Untat löste nun aber einen großen Rachefeldzug aus, der, da der jugendliche König Heinrich IV. noch fast ein Knabe war, dem streitbaren Bischof Burchard von Halberstadt übertragen wurde. Wir haben nur eine kurze Notiz in einer einzigen sehr wertvollen Quelle darüber, die besagt, Burchard sei in das Land der Lutizen gezogen, habe es verbrannt und verwüstet und sei auf dem von Rheda entführten heiligen Pferde ins Sachsenland zurückgeritten⁶. Man stelle sich vor, was diese Tat bedeutet an unerhörtem Triumph des großen

¹ S. unten S. 43.

² Eine bürgerliche Ortschaft war damals auch Arkona nicht, ebensowenig wie es bis heute eine geworden ist, sondern nur eine Tempelburg mit den Wohnungen der 300 berittenen Satellites darin (Saxo Gr. p. 825 [M. G. H. XXIX 123]).

³ Thietmar VI 25 (18). Quot regiones sunt in his partibus, tot templum habentur et simulacra demonum singula ab infidelibus coluntur, inter quae civitas supramemorata principalem tenet monarchiam.

⁴ Helmold, I 16.

⁵ Adam v. Br. Schol. 71 (71).

⁶ Ann. Augustani (Mon. Germ. Hist. Scr. III 128) 1068: Burchardus Halberstatensis episcopus Liuticiorum provinciam ingressus incendit, vastavit, avectoque equo quem pro Deo in Rheda colebant, super eum sedens in Saxoniam rediit.

Die einzige andere Quelle, die von diesem Ereignis spricht, die Ann. Weissemburgenses, verlegt es ins Jahr 1069 und schreibt es Heinrich IV. selbst zu. Von 1068 berichtet sie nur (Mon. Germ. Hist. III 71): Aquae inundaverunt. Magna et ante inaudita sterilitas vini et pomi facta est.

Von 1069: Hyemps magna et aspera, et rex Heinricus barbaros trans Alpiam flumen constitutos cum exer-

Bischofs, an Ohnmacht des bezwungenen Volkes, und man wird aus ihr die Vernichtung des großen Wendenheiligtums ablese. »Wenn Burchard das Pferd von Rethra holen konnte, hatte er auch die Macht, die Burg selbst zu zerstören«, hat Beltz, wenn auch nicht drucken lassen, so doch in seinen Vorträgen seit Jahrzehnten gesagt. Der Name Rethra wird von nun an bei keinem Ereignis im Slavenlande mehr erwähnt.

In den Missionsreisen Ottos von Bamberg, 1123/24 und 1128, der doch alles Land, was östlich wie westlich der Oder noch heidnisch war, bekehren wollte, kommt es nicht vor. Auch der Kreuzzug von 1147 ist nirgends auf Rethra gestoßen, sondern gleich weiter nördlich gegen Demmin und Stettin gerichtet gewesen, und ebenso später die Züge Adolfs von Holstein und Niklots (1151) und Waldemars von Dänemark (1171/72), alle immer gegen das Land nördlich der Peene. Rethra ist seit 1068 tot, und Burchard von Halberstadt ist sein Bezwinger gewesen.

DIE VOLKSSAGEN

Buko von Halberstat,
Bring doch minen Kinde wat!
»Wat sall ik em denn bringen?«
Goldne Schoh mit Ringen!

Der alte Kinderreim wird in Niederdeutschland weithin noch heute gesungen. Herr Burchard von Halberstadt war volkstümlich geworden durch seine Tat in Rethra, und man betrachtete ihn, den Eroberer des Tempelschatzes, als einen reichen Mann, den man wohl um eine Goldgabe bitten konnte¹.

Hier scheint sich im Volksmunde wirklich einmal eine echte alte Erinnerung erhalten zu haben. Im übrigen gibt die Volksüberlieferung wenig her, und man muß mit ihr sehr vorsichtig sein; sie ist durch die Dunstkreise der ganzen späteren Jahrhunderte gegangen und hat naturgemäß viel von deren Denk- und Schauart angenommen.

Hr. Karbe hat sich während unseres Aufenthaltes in Feldberg erzählen lassen, daß auf dem Schloßberge in der Johannsnacht eine Frau ihr Silber zähle. Das könnte noch auf den alten Tempelschatz deuten. Eine zweite Sage, daß ein unterirdischer Gang vom Schloßberge nach Schlicht führe, ist schon wertlos. Ein unterirdischer Gang wird fast jeder alten Burg nachgesagt, und er führt immer nach der nächsten auffallenden Ruine, in diesem Falle einem »Turmhügel« bei Schlicht², der sog. »Marodei«, der aber von normannischem Typus ist und erst in der nachslavischen Zeit der Regermanisation angelegt sein kann. Ein drittes, was Hr. Karbe erkundet hat, daß der Schloßberg treppenförmige Mauern gehabt habe, wird aus der Zeit stammen, wo der Steinbelag der Wallböschungen, den unsere Untersuchungen festgestellt haben, noch erkennbar war; es wird also eine richtige Beobachtung enthalten, beweist aber nichts für Rethra.

Sagen, die sich direkt auf Rethra beziehen, hat Herr Prof. Wossidlo in der Gegend der Tollense und Lieps eine Menge gesammelt³, und da vielfach auf solche Sagen heute großes citu invasit, populum multum occidit, civitates destruxit, fana cum simulacris succedit, captivitatem magnam cum victoria reportavit. Es ist klar, daß dieser Winterfeldzug von 1068 auf 1069 stattgefunden hat, und daß die Ann. Weiss. nur dasselbe mit Übertragung auf den Regierenden geben, was die Augustani genauer von dem Ausführenden berichten. Es kann also keine Rede davon sein, daß Burchard 1068 einen Feldzug gemacht hat, der die Zerstörung Rethras herbeiführte, und Heinrich IV. im folgenden Jahre die Arbeit noch gründlicher besorgt hätte.

¹ Ich hätte gern im heutigen Domschatze von Halberstadt nachgesehen, ob er etwa noch ein Stück aus alter slavischer Zeit enthält, aber ich höre, der Schatz ist während des Krieges eingemauert worden und noch nicht wieder zugänglich.

² Vgl. Piper, Burgenkunde I, S. 109.

³ Korrbl. d. Ges. V. 1909, Sp. 225—245.

Gewicht gelegt wird, und speziell diese das Bild, das man sich von Rethra machte, stark beeinflußt haben, so möchte ich an ihnen nicht vorbeigehen, vielmehr die Gelegenheit nutzen, um zu zeigen, wie scharf man sie ins Auge fassen muß, um nicht irregeführt zu werden.

Auffallend ist zunächst, wie wenig in diesen Sagen sich überhaupt auf ein Heiligtum bezieht. Eine einheitliche Tempelburg kennt keine von ihnen. So etwas gab es später nicht mehr, infolgedessen wurde es vergessen, starb in der Überlieferung ab. Wossidlo spricht auch selbst aus, daß keine der Sagen den Tempel nach der Fischerinsel versetzt (233) und daß keine von seiner Zerstörung durch Menschenhand spricht (230).

Übriggeblieben aus der alten Wirklichkeit ist eigentlich nur die Erzählung, daß die Bewohner mit ihrem goldenen Götzenbilde geflohen seien und es irgendwo im Sumpf oder See zu bergen gesucht hätten (231). Gelegentlich heißt es auch, daß die Verfolger hinter ihnen her gewesen seien, und hierin liegt doch wohl eine Hindeutung auf eine Zerstörung der Stätte durch Menschenhand. In dieser Überlieferung wird offenbar mit einem etwas entfernt von der Lieps und Tollense gelegenen Heiligtum gerechnet. Auch eine andere kleine Sagengruppe bezieht sich wohl auf ein Heiligtum. Sie erzählt von Erscheinungen am »Pferdeberge«, einem kleinen Kegel südlich der Lieps, von einem höllischen Geiste, der dort herausfährt, sich zum See hinunterstürzt und allerhand verwüstet (239, 240). Es mag also auf dem Pferdeberge irgend ein heidnischer Kult gewesen sein, aber Rethra dort anzunehmen, hat bei den kleinen Verhältnissen noch niemand sich versucht gefühlt. Alle übrigen Sagen, und besonders alle, die den Namen Reda, Schöne Reda im Munde führen, stellen sich darunter gar kein Heiligtum vor, sondern eine große, mächtige und prächtige Stadt, die womöglich am ganzen Tollensesee-Ufer entlang bis nach Neubrandenburg gereicht hat:

»dat ganze water bet na Bramborg hen un all de dörper dor bi rüm, dat ganze is de stadt wäst« (233).

»Krickow is de Vörstadt wäst von Schöne Reda« (241)¹.

»Krickow is de Marktplatz von Schöne Reda wäst« (241).

»Ne, nich in de Tollens. Schöne Reda het in de Lieps lägen. Wat nu de Lieps is, dat is keen water wäst, dat is all stadt wäst« (234).

Und die Glocken von »Schöne Reda« klingen so großartig wie keine sonst im ganzen Lande:

»de Klock von Schön Reda kann man vöruthüren, so'n Klang hett jo kene Klock süß int land« (229).

Diese große Stadt Schön Reda ist nun keineswegs von Menschen zerstört, sondern durch ein furchtbare Naturereignis zugrunde gegangen:

»dörch water is de stadt unnergan«, so klingt es mir immer wieder entgegen, sagt Wossidlo (230),

»de ganze stadt is mit eens rinsackt na de ier«,

»de drög see in Ballwitz is hochgahn as Schöne Reda wegsackt is«,

»as Schöne Reta unnergahn is, is de Camminer torfbruch hochkommen« (230).

Wir werden stutzig über diese große Stadt, die vom Wasser verschlungen, in die Erde versunken ist und deren Glocken man immer noch zu hören glaubt. Das klingt bedenklich an einen Sagenkreis der Ostsee an, der mit Rethra nichts zu tun hat. Und siehe da, Hr. Wossidlo berichtet, verschiedene Leute hätten ihm gesagt, die große alte Stadt habe zwei Namen gehabt, einmal Reda oder Reta, wofür man auch Margarete sage — um sich das

¹ Krickow liegt 2 km östlich der Lieps zwischen Usadel und Gr. Nemerow.

fremde Wort mundgerechter zu machen —, und zum andern — Ninive! Wossidlo führt auch selber an, daß die Form Niniveta einmal in einer alten Handschrift des Helmold (cp. 2) vorkomme für Vineta (232); aber er zieht nicht den Schluß, der nun doch unabwiesbar ist, daß man auch mit Ninive sich den fremderen Namen Vineta mundgerecht gemacht hat und diese ganzen Sagen sich gar nicht auf Rethra, sondern auf Vineta beziehen. Das Vine ist in Nive umgesprungen, und Ninive ist aus der Bibel jedermann von Kindesbeinen auf bekannt. Solche Vertauschungen sind jedem Volkstum geläufig, wie sollen wir sie nicht den Landsleuten Onkel Bräsgs zutrauen, der Erasmus sagt für Rheumatismus und für ein bekanntes Leiden älterer Leute erst Homeriden, dann Heroiden und schließlich sogar Hieroglyphen¹.

All die Sagen, die an der Lieps und Tollense von »Schöne Reda« umlaufen, als der großen vom Meere verschlungenen Stadt, kommen also für Rethra gar nicht in Betracht. Sie meinen Vineta. Das Schicksal dieser mächtigen Handelsstadt an der Ostsee, das sich etwa ein halbes Jahrhundert nach dem von Rethra erfüllte, hat die Geister so stark in Anspruch genommen, daß das andere dahinter versank². Die Erinnerung an Rethra, seine rasche Besetzung durch Burchard von Halberstadt, ist ertrunken in dem größeren und die Volksphantasie viel mehr packenden Ereignis von Vineta. Damit hat sich denn auch das Bild der alten Tempelburg verflüchtigt.

Die Heutigen aber sollten sich hüten, diese entgleisten Volkssagen immer noch höher zu stellen als den zeitgenössischen treuen Bericht Thietmars und eine große Stadt zu verlangen, wo nur eine reine Tempelburg am Platze ist.

Wenn Hr. Wossidlo neuerdings — brieflich — darauf hinweist, daß in der Umgegend von Feldberg so gut wie gar keine Rethrasagen vorhanden seien, so stimmt das nur damit überein, daß auch so gut wie gar keine slavischen Ortsnamen vorhanden sind und daß, wie Hr. Archivdirektor H. Witte-Neustrelitz mir hinzufügt, auch die slavischen Personennamen in den frühest erreichbaren mittelalterlichen Quellen auffallend gegen die germanischen zurücktreten. Man hat offenbar gerade in dieser Gegend um das Hauptheiligtum sich bemüht, das Slavische mit Stumpf und Stil auszurotten.

II. DIE NACHSUCHUNG

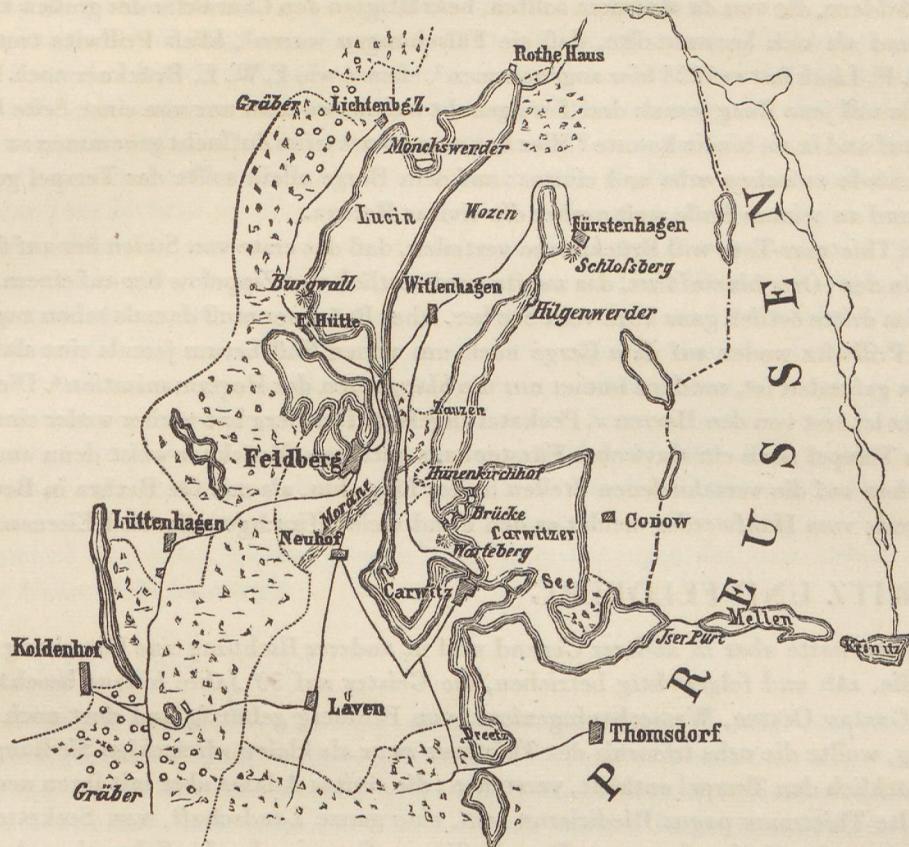
Seit 1519³ hat neulich Beltz festgestellt, ist in Mecklenburg Rethra gesucht und im Laufe der Zeit an mehr als zwanzig Stellen in Anspruch genommen worden. Es ist lehrreich zu sehen, welche Irrtümer immer wieder die Auffindung der richtigen Stelle verhindert haben. Die Verstöße gehen im Grunde nur gegen zwei Dinge, einmal gegen die Grenzen des Redariergaues und zweitens gegen die richtige Auffassung von urbs und civitas. Die Ansetzungen über die Gaugrenzen hinaus nach Demmin oder Wolgast oder Rieth am Neuarwer See oder Rhena bei Gadebusch haben es nie zu allgemeiner Anerkennung gebracht, weil die Zugehörigkeit Rethras zum Redariergau doch für alle feststand und die Grenzen dieses Gaus durch die Bemühungen der Archivare schon früh leidlich bestimmt waren. Zu Adam von Bremens Zeit bestand das Land der Lutizen oder Wilzen — dem

¹ Briefe des Insp. Bräsig an F. Reuter IX, III.

² Vineta, dessen Lage auf der verschwundenen Nordwestspitze der Insel Usedom mir nach den Untersuchungen J. F. Leutz-Spittas (Über Land und Meer 1920 Nr. 32) gesichert erscheint, war die slavische Handelsmetropole der Ostsee, gehörte also ganz in den Gedanken- und Gefühlskreis der Leute um Rethra (vgl. Adam v. Br. II 18).

³ Rostocker Professor Albert Krantz, Vandalia 1519. Die übrige Literatur ziemlich vollständig bei Brückner, Zeitschr. f. Ethn. 15, 1883, 34ff.

von Westen die Sachsen, von Osten die Polen und Pommern stark zugesetzt hatten — nur noch aus vier Provinzen, den Chizzinern und Circipanern nördlich der Peene und den Tholensern und Redariern südlich der Peene¹. Die Brodaer Stiftungsurkunde (1170) ergibt als Grenze zwischen Tholensern und Redariern den langgestreckten Tollensesee², und spätere mittelalterliche Verhältnisse, die Rückschlüsse auf frühere Zeiten erlauben, machen als Ostgrenze der Redarier die Seenkette 10 km östlich von Feldberg wahrscheinlich, die heute noch Mecklenburg von der Uckermark scheidet³ (Abb. 10).



Maßstab 1:100 000

Abb. 10. Gaukarte

Z. f. E. 12.1880

Um so mehr hat sich die Lokalforschung an bestimmten Stellen des alten Strelitzer und Stargarder Landes, die im wesentlichen den Redariergau darstellen, festgebissen, und zwar in zwei engen Kreisen: einmal im Süden der Tollense bei Prillwitz, der Lieps und Wustrow, und zum andern an den Feldberger Seen bei Carwitz, Conow und auf dem Amtshofe von Feldberg.

PRILLWITZ

Die Burg Prillwitz auf dem stattlichen Kegelberge hat zuerst und für lange Zeit das Augenmerk auf sich gezogen. Man hatte damals noch das gesunde Gefühl, daß unter Rethra eine

¹ Adam III 22 (21).

² Lisch, Die Stiftung des Klosters Broda und das Land der Rhedarier, Mecklbg. Jahrb. 3, 1838, 12f. Zeitschr. f. Ethn. 15, 1883, 36ff. (Brückner).

³ Beyer, die Landwehren und die Grenzheiligtümer des Landes der Redarier, Mecklbg. Jahrb. 37, 1872, 79ff. Zeitschr. f. Ethn. 16, 1884, 493ff. (Oesten).

»Burg« zu verstehen sei, und eine so markante Burg wie bei Prillwitz ist weit und breit nicht vorhanden. Als Kegelberg springt sie von Süden her aus Moränenhöhen gegen Sumpf- und Seeland vor und ist nur von jener einen südlichen Seite her zugänglich. Die Oberfläche der Burg ist klein, wie bei einer gewöhnlichen mittelalterlichen Herrenburg, ein Rechteck von 40: 27 Meter. Schon der Neubrandenburger Rektor Latomus (Steinmetz) hat 1611 hier Rethra angenommen. Auch im ganzen 18. und im größten Teile des 19. Jahrhunderts hat man an Prillwitz festgehalten. Eine Menge von kleinen bronzenen Götzenbildern, die von da stammen sollten, bekräftigten den Charakter des großen Heiligtums, und als sich herausstellte, daß sie Fälschungen waren¹, blieb Prillwitz trotzdem Rethra. F. Lisch hat es 1838 hier angenommen², ebenso wie F. W. L. Brückner noch 1883³. Aber wie soll jene Burg jemals drei Tore gehabt haben, wo man nur von einer Seite her zu ihr hinauf und in sie hinein konnte? Hier hat man zuerst seine Zuflucht genommen zu einem Unterschiede zwischen urbs und civitas: auf dem Berge allein sollte der Tempel gelegen haben und an seinem Fuße weit umher die civitas Rethra.

Die drei Thietmar-Tore will Brückner so verteilen, daß das erste von Süden her auf festem Boden in den »Ort« hineinführt, das zweite nordwestlich von Zippelow her auf einem Bohlwege, das dritte östlich ganz kurz vom See her. Aber Brückner muß damals schon zugeben, daß in Prillwitz weder auf dem Berge noch um seinen Fuß herum jemals eine slavische Scherbe gefunden ist, sondern immer nur die blaugrauen der Regermanisation⁴. Die Burg Prillwitz ist erst von den Herren v. Peckatel angelegt. Der Berg hat vorher weder einen slavischen Tempel noch ein slisches Fürstenhaus getragen. Brückner weist denn auch damals schon auf die verschiedenen Stellen in der Lieps hin, als mit für Rethra in Betracht kommend; vom Hanfwerder meldet er den Fund vieler Hirschgewehe und Eisensachen⁵.

CARWITZ UND FELDBERG

Inzwischen hatte aber in anderer Gegend und in anderer Richtung eine Forschung eingesetzt, die, zäh und folgerichtig betrieben, die Geister auf 30 Jahre hinaus beschäftigen sollte. Gustav Oesten, Wasserbauingenieur, von Feldberg gebürtig und dort noch heute ansässig, wollte die urbs tricornis des Thietmar zwar als kleine »dreieckige Siedlung«, die hauptsächlich den Tempel enthielt, verstehen; die civitas Adams aber mit ihren neun Toren sollte Thietmars pagus Riedirierun sein, eine ganze Landschaft, von Seeketten mit Landwehren dazwischen begrenzt. Das »Heiligtum Conow«, das der Schweriner Archivar Beyer nach einer Karte von 1575 konstruiert hatte als großes Viereck westlich von den Feldberger Seen bis östlich 10 km entfernt zu einer Kette kleiner Seen, der heutigen Scheide gegen die Uckermark, und südlich wieder zu einer Seenkette, in deren Mitte Carwitz liegt, dieses große »heilige Land« hatte es Oesten angetan. Da er das cornu in tricornis als einen Vorsprung ins Wasser hinein auffaßte⁶, suchte er die Tempelstätte immer auf einer dreispitzigen Insel oder einem solchen Werder.

Oesten proklamierte 1880 seine These und grub 1881 und 1882 bei Carwitz auf den verschie-

¹ Den ersten umfassenden Nachweis dafür hat v. Levetzow in den Abhandlungen der Preuss. Akademie 1835 erbracht.

² Mecklbg. Jahrb. III, 1838, 21.

³ Zeitschr. f. Ethn. 15, 1883, 42 u. 48.

⁴ Ebenda S. 43. »Was im fürstlichen Schloßgarten zutage gefördert wurde, waren mittelalterliche blaugraue Scherben, Scherben mit slavischen Ornamenten wurden nicht gefunden.« R. Virchow hatte dasselbe schon 1879 gesagt (Zeitschr. f. Ethn. 10, 266).

⁵ Ebenda S. 44.

⁶ Ztschr. f. Ethn. 19, 1887, 93.

denen Inseln¹. Drei Inseln, Küsterwerder, Steinwerder, Bullenwerder, die in einer Reihe den Übergang über den Carwitzer See bilden, zeigten slavische Siedlungsreste, der Bullenwerder allerdings sehr schwach, so daß hier am ehesten das Heiligtum gewesen sein sollte. Auch eine Brücke mit starken Pfahlresten war zu erkennen. Die Ausgrabungen wurden in beiden Jahren von der Berliner Anthropologischen Gesellschaft besucht. R. Virchow erklärte aber schon 1881, die Kulturschichten entsprächen nicht dem, was man von einem großen Heiligtum zu erwarten habe, und die Örtlichkeit stimme nicht zu den alten Beschreibungen. Eine Brücke allein tue es auch nicht².

Oesten hat noch weiter untersucht, was ihm lockend schien, aber 1885³ hat er die Carwitzer Gegend endgültig aufgegeben und auf dem Amtswerder von Feldberg selbst angefangen, der großen gegen N in den Haussee vorspringenden Halbinsel. An ihrer Wurzel in der südöstlichen Ecke, wo heute noch ziemlich hoch das Amtshaus liegt, ist vielleicht ein slavischer Ringwall gewesen. Oesten fand slavische Kulturreste und nahm die drei Thietmar-Tore in einer westlichen Sperrmauer des Platzes, eins neben dem andern, an. Die neun Adamschen Tore sollten auf dem langen Wege von Conow bis Feldberg in den zahlreichen Übergängen über Wasserarme zu erkennen sein⁴. Mehrere Kampagnen hat Oesten, unterstützt von seinem Freunde H. Soekeland, auf diesen Amtswerder verwendet. Als er die vorläufigen Ergebnisse 1887 in der Anthropologischen Gesellschaft vortrug, widersprach ihm abermals Virchow: man dürfe die civitas Rethra nicht als eine ganze Landschaft auffassen, die civitas Adams sei nichts anderes als die urbs des Thietmar⁵. Oesten blieb aber bei seinem Amtswerder und grub auch 1888, 1889, 1890 weiter. Als er in diesem Jahre wieder in der Gesellschaft berichtete, ermahnte ihn Virchow zum dritten Male, die alten Beschreibungen nicht falsch zu deuten, die Civitates seien nicht ganze Landschaften, sondern »slavische Städte« gewesen; die Untersuchungen des Hrn. Oesten hätten Rethra bisher nicht bewiesen⁶.

LIEPS UND TOLLENSE

Nun gab Oesten auch den Amtswerder auf und ließ überhaupt 14 Jahre lang nichts von sich hören. Erst nach Virchows Tode (November 1902) trat er wieder hervor, gründete im März 1904 eine Rethra-Kommission, in die außer Mitgliedern der Berliner Anthropologischen Gesellschaft auch Herren aus Mecklenburg und der Uckermark gewählt wurden und begann nun, aus den Mitteln der Virchow-Stiftung regelmäßig unterstützt, eine neue Ausgrabungsreihe. Carwitz und Feldberg waren für ihn aber erledigt. Er bekehrte sich zu dem Neubrandenburgischen Standpunkte und ging in die alte Prillwitzgegend, in die Lieps. Hanfwerder, Nonnenbruch, Bacherswall wurden untersucht. Dieselben slavischen Kohlenschichten und Scherben, auch einmal Holzreste oder gar eine Brücke zeigten sich, wie vorher bei Carwitz oder Feldberg, aber ein Tempel oder markante Tore waren nicht da. Kein Rudolf Virchow widersprach mehr den Oestenschen Ausdeutungen, auch die Mecklenburger hatten ja nichts dagegen, so muß es wohl die eigene Verzweiflung an irgend einem Erfolge gewesen sein, die Oesten auch von diesen Stätten wegtrieb.

Das ultimum refugium war die Fischerinsel in der Tollense. Hier hatte schon 1867 der

¹ Ztschr. f. Ethn. 12, 1880, 311 ff. 13, 1881, 267 ff. 14, 1882, 435 ff.

² Ztschr. f. Ethn. 13, 1881, 270.

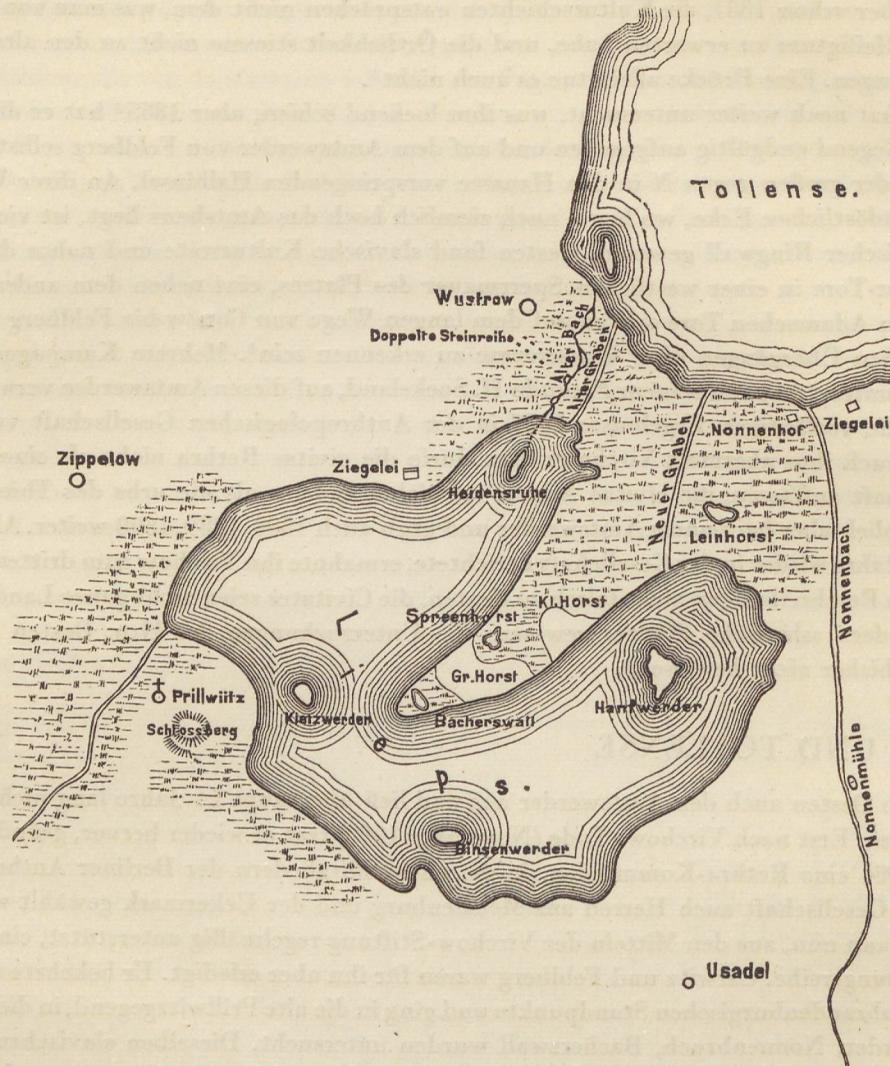
³ Ztschr. f. Ethn. 17, 1885, 464.

⁴ Ztschr. f. Ethn. 19, 1887, 93 fg.

⁵ Ebenda S. 94.

⁶ Ztschr. f. Ethn. 22, 1890, 29.

Schweriner Archivar Beyer Rethra annehmen wollen¹ unter entschiedener Vergewaltigung der wichtigen Brodaer Gründungsurkunde, die Wustrow unter den nicht im Gau Raduir (Radver, Redarier) gelegenen Ortschaften aufzählt². Der Medizinalrat Dr. Brückner in Neubrandenburg hatte auch 1883³ noch Beyer scharf getadelt, daß er sich über diese wichtige Urkunde hinwegzusetzen suche und bleibt seinerseits bei der alten Prillwitzgegend.



Maßstab 1:40 000

Abb. 11. Prillwitz und Lieps

Z. f. E. 15, 1883, 42

Aber 1889 kapituliert Brückner und schreibt einen Aufsatz »Rethra lag auf der Fischerinsel in der Tollense«⁴. Er gesteht, als er angegriffen wird, offen, es seien nun alle Mecklenburgischen Seen, die nur irgend in Betracht kommen könnten, durchprobiert, zuletzt auch noch der Rödliner und der Wanzkaer See; selbst von den hoffnungsvollsten Stellen in und

¹ Mecklbg. Jahrb. 32, 1867, 136—139.

² In der Urkunde steht: Wustrow castrum cum villa. In Raduir Podulin, Tribenowe etc. Das, was vor dem Raduir-(Redarier-)Gau erwähnt wird, gehört zum Gau Tollense (Mecklbg. Jahrb. 3, 1838, 15 [Lisch]; 55, 1890, 173 [Schildt]).

³ Ztschr. f. Ethn. 14, 1883, 40.

⁴ Mecklbg. Jahrb. 54, 1889, 153—167.

an der Lieps müsse man sagen: »Die Stelle von Rethra haben wir nicht gefunden¹.« So bleibe nur das Experiment mit der Fischerinsel übrig. Freilich gehöre Wustrow wie das ganze Westufer des Tollensesees zum Tollensegau, aber das Wasser des Sees liege zwischen dem Tollense- und Redariergau, die Insel könne also vielleicht doch zum Redariergau gehört haben, jedenfalls liege sie sehr geeignet für ein gemeinsames Heiligtum der beiden eng verbundenen Völkerschaften² (Abb. 11).

Hierin steckt aber doch eine Spitzfindigkeit. Wustrow heißt »Insel«. Die Fischerinsel hat also der Siedlung an dem nur 20—30 m entfernten Westufer den Namen gegeben und auch immer zu diesem Ufer gehört, nie zu dem 2000 m entfernten östlichen. Außerdem ist der Name Wustrow an der Stelle alt. Die Brodaer Urkunde von 1170 hat ihn schon, und nach Brückners eigener Überzeugung soll man Rethra nur an einer Stelle suchen, die heute deutsch oder gar nicht benannt ist, weil eine Umtaufe in slavischer Zeit höchst unwahrscheinlich wäre³.

Gefunden hat Brückner bei Wustrow vor allem eine Holzbrücke, die, am Ufer nur $\frac{3}{4}$ m unter dem Wiesenboden langhin zu verfolgen, ursprünglich offenbar nach der Insel hinübergeführt hat. Auf der Insel fanden sich zunächst nur mittelalterlich-germanische Scherben und dann »über einer rostförmigen Holzpackung« auch slavische. Diese Holzpackung wollte man als das Tempelfundament ansprechen. Das Verhältnis zu Thietmar sieht Brückner so: Die urbs tricornis war Wustrow auf dem Festlande, noch heute dreieckig gebaut, das Osttor führte von da an den See und über die Brücke nach der Insel, auf der nur der Tempel stand. »Nach Thietmar war vor dem kleinsten Tor nichts als der Tempel ganz allein. Anders ist die allerdings etwas unklar lautende Stelle: 'in eadem (porta) nil nisi fanum' nicht zu verstehen.«

Die ganz unmögliche Beziehung in eadem (porta) statt in eadem (urbe), wie es die unglückliche Laurentsche Übersetzung aufgefaßt hatte, hat Brückner auf die Fischerinsel geführt. Aber nicht vergessen werden soll ihm, daß er daneben ein paar sehr vernünftige Ansichten hochgehalten hat, die erst von unserem heutigen Standpunkt aus voll zur Geltung kommen. Er lehnte für Rethra eine große Siedlung ab und faßte es rein als den »Kriegstempel der Wenden«⁴. Als dieser Tempel beseitigt war, war auch Rethra verschwunden. »Wäre Rethra ein bewohnter Ort gewesen, würde sich sein Name erhalten haben.« Deshalb wollte er auch, daß man Rethra an einer Stelle suche, die heute keinen slavischen Namen mehr trage — eine Regel, die er leider selbst verletzt hat, als er nach Wustrow ging. Und ferner hat Brückner, soviel ich sehe als erster, das Zeugnis Adams gegenüber demjenigen Thietmars rücksichtslos verworfen. »Mir ist es nicht zweifelhaft,« sagt er, »daß die neun Tore Adams in das Reich der Fabel gehören und durch eine poetische Übertreibung, wahrscheinlich der drei Tore Thietmars, entstanden sind«⁵.

Oesten hat in der letzten Phase seiner Grabungen von 1904—1908 eigentlich nur die Stellen, die Brückner schon untersucht hatte, noch einmal nachgeprüft, zuerst in der Lieps: Hanfwerder, Bacherswall, Kietzwerder, Nonnenbruch, wo sich der Tempel nirgend erkennen ließ, und hat dann auf der Fischerinsel geendigt. Hier konnte er die von Wustrow ausgehende Brücke 420 m weit verfolgen, auf der Insel eine Uferbefestigung feststellen, sowie weithin einen Holzbelaß und in dessen Mitte die Fundamentreste eines Blockbaues, in dem er den Tempel sehen wollte. Mit ehrfürchtigen Sätzen beschreibt er die Auffindung

¹ Mecklbg. Jahrb. 55, 1890, 266.

² Ähnlich hatte sich schon der Archivar Dr. Beyer Mecklbg. Jahrb. 32, 1867, 136—139 ausgesprochen.

³ Mecklbg. Jahrb. 55, 1890, 264ff.

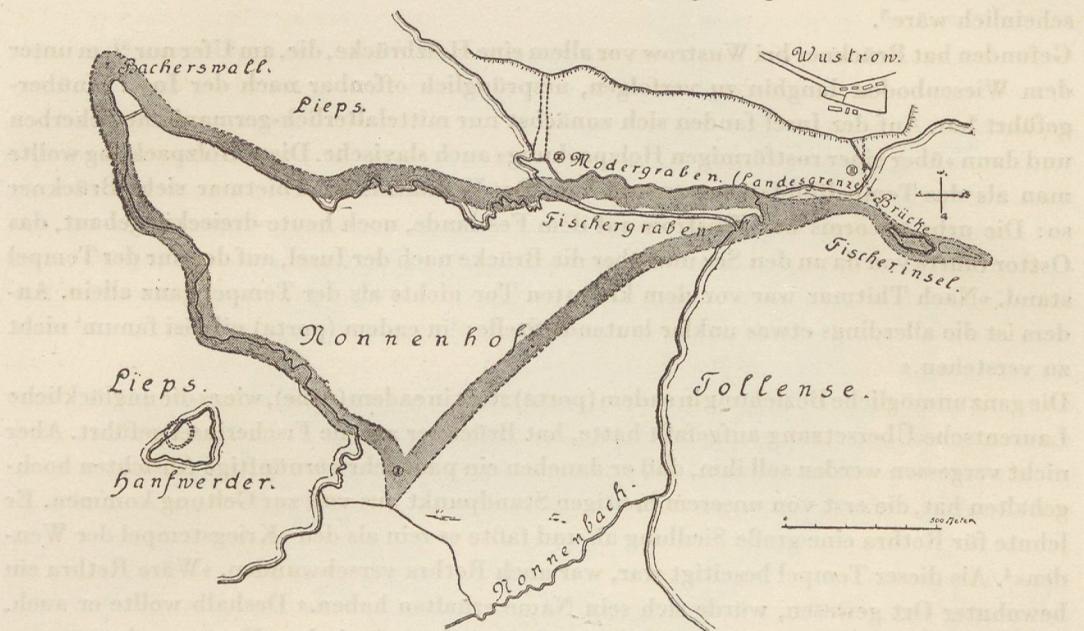
⁴ Mecklbg. Jahrb. 54, 1889, 157fg.

⁵ Ebenda 159.

eines kleinen Pferdeskeletts und auch der Reste von seinem Heufutter, die zeigen sollen, daß das Tier auf der Insel gehalten worden ist.

Die urbs tricornis sieht Oesten anders als Brückner. Er nimmt dafür den ganzen Nonnenbruch bis zur Südspitze im Bacherswall und verlängert ihn gegen Norden bis zur Fischerinsel (Abb. 12), so daß ein Gelände von 4 km Länge herauskommt. Er übersetzt Thietmars urbs quaedam — »eine Art Stadt« und meint, dem entspreche eine solche Größe¹.

Die Holzbauten, die Brückner und Oesten auf der Fischerinsel gefunden haben, erklären sich leicht. Es sind die Überreste des Castrum Wustrow, das dort gestanden hat. »Castrum Wustrow cum villa« steht in der Brodaer Urkunde, bevor die Aufzählung im Redariergau beginnt. Das Castrum lag auf »Wustrow«, der Insel, die villa = Gutshof mit Feldern auf dem Festlande, wie noch heute. Schildt hat vollkommen recht gehabt, die Sache so aufzufassen und ein Rethra auf diesem nicht zum Redariergau gehörigen Gelände abzuweisen².



Maßstab 1:25 000

Abb. 12. Nonnenhof und Fischerinsel
Norden liegt rechts!

Z. f. E. 44, 1912

Die Wissenschaft hat sich den wechselnden Auffassungen und wenig greifbaren Ergebnissen der Lokalforschung gegenüber durchweg skeptisch und schweigsam verhalten. Nur Schmeidler, der Bearbeiter der neuen Ausgaben des Helmold und des Adam, hat 1920 in seinem Buche »Hamburg-Bremen und Nordost-Europa vom 9.—11. Jahrhundert«, ein ganzes Nachtragskapitel der »Lage von Rethra« gewidmet (S. 341—358). Leider ganz verfehlt! Er läßt sich gänzlich von Oesten ins Schlepptau nehmen, hat selbst keine Vorstellung, wie eine urbs oder civitas im 11. Jahrhundert ausgesehen hat, und bleibt für tricornis bei der alten Deutung des dreieckigen Geländes. Er stellt auch Adams Beschreibung mindestens so hoch wie die Thietmars und bringt das Kunststück fertig, sie beide miteinander zu vereinigen, indem er den Nonnenhof als die urbs tricornis, die Fischerinsel als

¹ Zeitschr. f. Ethn. 44, 1912, 362 in dem Schlußbericht, den Oesten über seine Arbeiten seit 1904 gegeben hat.

² Schildt, Castrum Wustrow, Mecklbg. Jahrb. 52, 1887, 25—33. »Diese Anlage«, sagt er (das Castrum auf der Insel und das Dorf am Ufer), »wurde der ideelle Mittelpunkt der ganzen Gegend am Westufer des Sees, der Hauptort eines Gaues, einer terra, und von der Inselburg aus verwaltete der Burgvogt, der Zupan, diesen Gau«. Später wurde der Vogtsitz nach Penzlin verlegt und das Land nach diesem neuen Vororte benannt.

die civitas undique lacu profundo inclusa ansieht: »Das Hauptheiligtum lag im Norden auf der Fischerinsel« (355), »auf dem Nonnenhofe die Wohnungen der Priester und vielleicht auch der Krieger« (358).

Zuletzt hat als archäologischer Vertreter beider Mecklenburg Robert Beltz am Schlusse seiner Vorgeschiede des Landes Stargard 1921¹ gemeint, »über die Lage der Tempelstätte scheint sich ein allgemeines Einverständnis vorzubereiten« indem »der archäologische Befund auf und an der Fischerinsel . . . sich am leichtesten mit der geschichtlichen Überlieferung und der Anschauung, die wir von einem wendischen Heiligtum uns bilden müssen, vereinigen läßt; und damit werden wir vorläufig zufrieden sein dürfen.«

Die Wissenschaft hat lauter menschliche Eigenschaften. Wenn sie längere Zeit angestrengt in bestimmter Richtung gearbeitet hat, ohne doch einen Abschluß zu finden, überfällt sie ein Ruhe-, ja man möchte sagen, ein Schlafbedürfnis; sie konstruiert sich dann den Abschluß und streut auch anderen Leuten Sand in die Augen, um eine gute Weile ungestört zu bleiben. Hr. Beltz weiß auf einmal, daß die sumpfige Fischerinsel der Anschauung entspricht, die wir von einem wendischen Heiligtum uns bilden müssen, und ist deshalb zufrieden. In Wirklichkeit sind alle wendischen Heiligtümer, deren Stätten wir nachweisen können — und ich werde nachher acht aufführen — das vollständige Gegenteil dieser Insel flach im See. Es ist ein großer Irrtum, daß die Wenden überhaupt mit Vorliebe in den Sumpf gebaut hätten, daß sie für ihre Burgen eine künstliche Anschüttung in nassem Wiesengelände gemacht hätten. Nein, sie haben sie immer auf festem Boden errichtet, auf einer Moränenhöhe oder auf einem Horst in der Niederung. Ich kenne keine einzige Anlage, die auf einer künstlichen Anschüttung stände. Der leidige Anschüttungsglaube ist aber allgemein verbreitet. Seit fünfzig Jahren, von Lisch an², haben die Gelehrten ihn genährt. Ohne ihr Auge zu schulen für die Terraingestaltung, ohne den Spaten anzusetzen zur Entscheidung, was natürlich und was künstlich ist, haben sie das Volk irregeführt. Selbst auf der Römerschanze bei Potsdam, die sich 25 m über den anstoßenden Lehnitzsee erhebt, mußte ich von den Besuchern alle Augenblicke hören: welch eine Arbeit ist es gewesen, diesen Berg aufzuwerfen!

DER SCHLOSSBERG BEI FELDBERG

Wie ich selbst auf den Schloßberg gekommen bin, erklärt sich eigentlich schon aus meiner Behandlung der Schriftquellen (oben »Die Überlieferung«). Eine dreißigjährige Beschäftigung mit den ältesten Burgen Norddeutschlands überhob mich des Zweifels, was man unter einer urbs oder civitas des 10. und 11. Jahrhunderts zu verstehen habe. Es mußte ein kleiner befestigter Platz sein wie unsere mittelalterlichen Dynastenburgen. Tricornis mit drei Toren aber paßte nicht für ein dreizipfliges Gelände, sondern vielmehr als bildlicher Ausdruck für eine dreitürmige Burg, eine Burg mit drei Tortürmen. Drei Tore für eine solche kleine Burg, in der nichts gestanden haben sollte als der Tempel, war für eine Anlage jener Zeit etwas ganz Außerordentliches. Die Burgen haben sonst immer ein Tor³.

¹ Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz, 1921, S. 12.

² Mecklbg. Jahrb. 32, 1867, 6 ist Malchow »der große, künstlich aufgeschüttete Burgwall«, »der obere innere Raum dieses aufgetragenen Hügels ist 23 Fuß hoch über der Niederung.«

³ So schildert Saxo Gr. Arkona, so Ibrahim ibn Jacob den landläufigen slavischen Burgenbau. Auch die in Mecklenburg heute noch wohlerhaltenen Herrenvesten von Malchow, Teterow, Dargun und selbst die große Mikilinburg haben immer ein Tor. Haben sie wie Dargun eine Vorburg und etwa noch Vorwälle, so wiederholt sich in jeder dieser Vorsperren das eine Tor. Ebenso sind die germanischen Burgen des frühen Mittelalters eintorig (Pipinsburg b. Geestemünde, Hunneschans am Uddeler Meer) und so dann alle Dynastenburgen der folgenden Jahrhunderte.

Das tricornis mit drei Toren mußte absichtlich zur besonderen Charakterisierung gesagt sein, und man mußte die Burg schon nach diesen Kennzeichen aus hunderten herausfinden¹. Hinzu kam noch das viel Handgreiflichere, daß die Burg gegen Osten einen See und auf den andern Seiten einen großen alten Wald haben sollte.

Bei einem Ausflug der Berliner Anthropologischen Gesellschaft im Juni 1921 gewann ich einen Überblick über die Burgen des Strelitzer und speziell Stargarder Landes und vervollständigte ihn zu Hause mit Karten, Beschreibungen und Ausgrabungsberichten. Dabei ergab sich der Schloßberg als einzige günstig gelegen mit dem breiten Lucin-See im Osten und den noch heute imposanten Waldresten im Westen. Als ich ihn zunächst allein aufsuchte, erkannte ich auch ohne weiteres zwei Tore in seiner Umwallung, das eine in der Nordspitze, das andere ganz im Südosten; ob nicht noch ein drittes vorhanden sei, mußte durch Ausgrabung geprüft werden. Es hatten auch mehrfache Grabungen Oestens auf dieser Burg schon eine starke slavische Ansiedlung erwiesen², aber Rethra hier zu suchen, war noch niemand eingefallen. Und doch war die Lage eine auffallend imposante und sichere. Gegen Osten fällt der Burgrand steil zum See ab, und auch im Westen senkt sich das Vorgelände so stark, daß ein kleiner See, der »Kolk«, wie wir ihn nannten, entstanden ist, der eine gute Rückendeckung bildet.

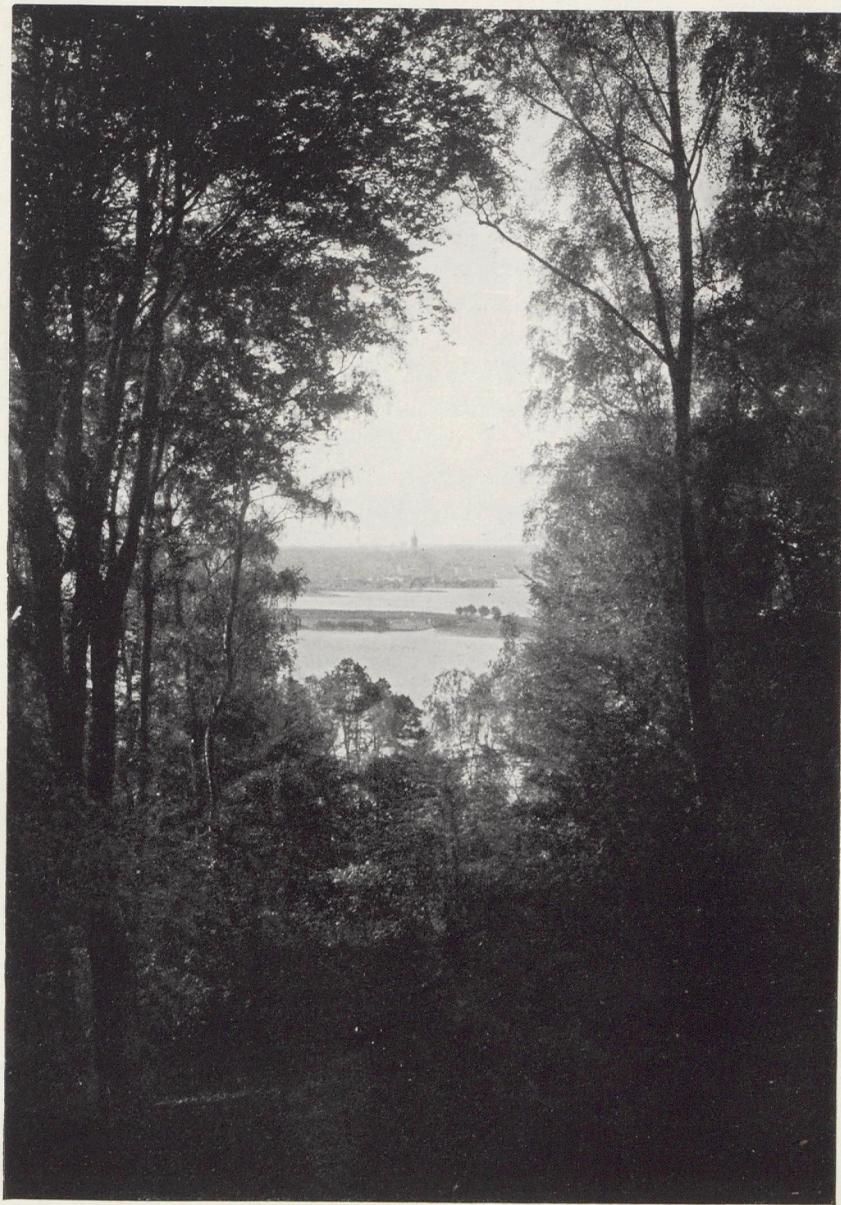
Gegen den etwaigen Einwand, ein Rethra bei Feldberg liege zu sehr am äußersten Rande des Lutizenlandes, wäre zu erwidern, daß, als Rethra das Hauptheiligtum wurde, das Lutizenland sich noch sehr viel weiter nach Osten erstreckt haben muß als zu der Zeit, die uns hauptsächlich aus unsren Quellen entgegentritt, wo die Lutizen nur noch aus den vier von Adam genannten Völkerschaften der Chizziner, Circipaner, Tholenser und Retherdarier bestanden.

Am Abend nach dieser ersten Besichtigung trug ich in Neustrelitz meine These den Herren Archivrat Dr. H. Witte und Konservator W. Karbe vor. Beide zeigten sich ihr sehr geneigt und waren zu einer gemeinsamen Ausgrabung bereit. Hr. Karbe hat bald darauf den Schloßberg auch seinerseits besichtigt und sich dabei überzeugt, daß er wie keine andere Stelle im Lande für Rethra in Betracht komme.

Indes hielt ich für richtig, mit diesem Schloßberge nicht die erste Probe auf ein slavisches Heiligtum zu machen, sondern zunächst an einer Stelle, wo ganz sicher eins gestanden hat, nämlich in Arkona, mich zu vergewissern, was sich heute noch davon erkennen läßt. Die Tempelburg von Arkona liegt auf einem gegen Osten vorspringenden Kap, genau wie der Schloßberg bei Feldberg. Die Grabung, die wir dort im August 1921 unternahmen, brachte auf der äußersten Ostspitze das aus kleinen Steinen hergerichtete quadratische Fundament des Holztempels von 20 m Seitenlänge mit vier Säulen im Innern und der Fundamentgrube des Swantewitbildes dazwischen. Breit um den Tempel dehnte sich der Festplatz, nur mit ein paar Schatzgruben-Spuren am Ostrand, und allein im Westen am Wall entlang zog sich ein Gürtel von geschlossenen Häuserreihen. Scherben, Eisensachen und Knochen fanden sich beim Tempel und auf dem Festplatz so gut wie gar nicht, sondern nur in den Häusern. Nach der Beschreibung des Saxo Grammaticus werden wir in der Nähe des Tempels die Wohnungen der Priester, am Walle die der 300 Bewaffneten, die

¹ Wie sehr die Vielzahl der Tore immer aufgefallen ist, sieht man noch an dem Bericht des fahrenden Schülers Michael Frank von 1590: »Item Rethra, da noch alte Uhrkundt und rudera einer feinen Stadt vorhanden, allda auch ein Tempel des Abgottes Radagast gewesen; diese Stadt soll sieben feste Thor gehabt haben, auch mit tiefen Graben und Mauern wohl verwahret, soll gelegen sein in dem stargartischen Lande nicht weit von einem großen See.« Zeitschr. f. Ethn. 15, 1883, 40.

² Zeitschr. f. Ethn. 12, 1880, 310; 22, 1890, 29.



Rethra: Blick vom Schloßberge über Lucin- und Haussee nach Feldberg

den Tempel und die Burg zu schützen hatten, erkennen dürfen¹. Arkona hat nach Saxo nur ein Tor gehabt; dies besonders zu untersuchen, hat unsere Grabung nicht hingereicht, von der inneren Einteilung einer Tempelburg aber hat sie ein so anschauliches Bild geben, daß wir nun wohlvorbereitet an den schon von Natur ganz ähnlichen Schloßberg gehen konnten.

III. DIE AUSGRABUNG

LAGE UND GESTALT DER BURG

Die Gegend um Feldberg liegt in dem Moränenzuge der letzten Eiszeit. Was sich hier abgespielt hat, als der Gletscherfuß noch stand, und als er dann schmelzend immer mehr zurückwich, hat ein wildes Gelände geschaffen von Höhen und Tiefen durcheinander und unzähligen kleinen und großen, bald scharf eingerissenen, bald flacher ausgebuchteten Seen. Das Örtchen Feldberg ist eine neuere Gründung, am Südrande des Hausees den Hügel hinaufziehend. Aus der Mitte springt aber eine Halbinsel gegen Norden in den See vor, die wahrscheinlich einen slavischen Ringwall getragen hat, und auf der heute noch der Amtshof mit einem Schloßchen des 18. Jahrhunderts liegt. Dieses »Haus Feldberg« hat dem See den Namen gegeben (Abb. 13).

Der Hausee, der eine birnförmige Gestalt von über 2 km NS licher Länge und $1-1\frac{1}{2}$ km OWlicher Breite hat, wird gegen NO durch einen schmalen Landstreifen geschieden vom Breiten Lucinsee, einem $1-1\frac{1}{2}$ km breiten, gegen NO 4 km weit ausgreifenden Becken. Von diesem Breiten Lucin zweigt in seiner SO-Ecke der Schmale Lucin ab und zieht, nur 200—300 m breit, mit steilen hohen Ufern, die zum Teil bewaldet sind, über 5 km weit südlich nach Carwitz.

Der Schloßberg liegt in Luftlinie $2\frac{1}{2}$ km NNOlich von Feldberg am Westrande des Breiten Lucin auf einem Kap, das gegen Osten dreieckig in den See vorspringt und sich 36 m über den Seespiegel erhebt. Er hat gegen Osten eine langgestreckte breite Wassermasse vor sich und im Rücken gegen Westen einen 5—6 km breiten alten Waldgürtel, aus dem nur das Dorf Schlicht sich eine stattliche Felderlichtung herausgeschnitten hat. Der Schloßberg ist 120 m hoch, von Osten und Süden weither zu sehen; das große Plateau hinter ihm, auf dem Schlicht liegt, erhebt sich nur 10 m höher (130 m), und der Reiherberg, der höchste Berg der Gegend, 1 km westlich vom Schloßberg, ist 145 m hoch. Den schönen Blick vom Schloßberge über den schmalen Landriegel zwischen Lucin- und Hausee nach Feldberg mit seinem ragenden Kirchturm zeigt unsre Tafel VII. Die Oberfläche des Schloßberges hat eine Nierenform. Sie erstreckt sich von S nach N, ist aber in der Mitte der Westseite stark eingebuchtet, so daß ein nördlicher und ein südlicher Beutel entsteht von ziemlich gleicher Größe. Der südliche ist etwas breiter und liegt mit seiner gewölbten Oberfläche 3 m höher als der nördliche.

Diese nierenförmige Hochfläche ist die Burg, genauer gesagt: die Hauptburg, die Oberburg, denn weiter unten zieht noch ein Vorwall umher. An ihrem Ostrand, über dem steilen Seehange, ist keine Spur einer Befestigung mehr zu erkennen, aber im Westen ist sie als schwacher Wall noch deutlich, und zwar folgt sie hier nicht der Einbuchtung der nierenförmigen Fläche, sondern verbindet ihre Beutelränder in gerader Linie. Damit auf dieser Strecke die Umwehrung nicht allzu stark hinabzusteigen brauchte, hat man — das war

¹ Saxo p. 825 (Mon. Germ. Hist. XXIX 123) *Hoc quoque numen trecentos equos descriptos totidemque satellites in eis militantes habebat, quorum omne lucrum, seu armis, seu furto quaesitum, sacerdotis custodiae subdebatur.*

schon vor der Grabung mit bloßem Auge zu erkennen — in die muschelförmige Senke unten eine Anschüttung gelegt, so daß sie ganz die Form eines griechischen Theaters erhielt: die Anschüttung bildete die ebene Orchestra, und darüber stieg das natürliche Halbrund des Geländes auf.

Diese Umwehrung zeigte eine Burg von 114 m NSlicher Länge und 30—45 m WOlicher Breite. In der erhaltenen Umwallung markierten sich durch Einschnitt im Wall und Erd-



Abb. 13. Meßtischblatt. 1:25 000

brücke im Graben zwei Tore, eines an der Nordspitze, wenige Meter vom Ostabhang, das andere wenig nördlich von der SO-Ecke. Wo das dritte für Rethra erforderliche Tor zu suchen sein würde, blieb mir vor einem Jahr noch zweifelhaft. Ich dachte an die Mitte des Osthanges und daß es da das Seetor gewesen wäre. Die Ausgrabung hat diese Frage ganz anders gelöst. Als Überraschung ergab sich mir 1922 bei einer Vorbesichtigung des Geländes mit Hrn. Karbe, daß ich bei meinem ersten Besuch im Juli 1921 nur den südlichen Teil des Vorwalles, der von der Burg aus zu erkennen ist, das Stück vom Südende bis zum

Teich, beachtet hatte; das weitere vom Teich bis zum Nordende war mir entgangen, zu dem führte mich jetzt erst mein kundigerer Begleiter. Beim Entlanggehen auf diesem Vorwall enthüllte sich mir nun erst die ganze Großartigkeit der Burganlage: aus einem muldenförmigen Vorraum, in dem zehntausend Menschen sich versammeln können, steigt steilwandig die breite Burg empor; »die Akropolis des Nordens« nannte sie einer unserer Freunde beim ersten Anblick von unten her. Alles was auf ihr geschieht, kann von unten ringsum gesehen werden und gehört: wenn etwa, wie in Arkona, der Priester aus dem Tempel tritt, der Gottheit den Minnentrunk zubringt und an das Volk eine patriotisch-religiöse Ansprache hält. Ich hatte in ganz Deutschland noch keine so eigenartige Anlage gesehen. Der Vorwall half uns aber noch in besonderer Weise für die Torfrage. Er enthielt nämlich ganz klar die drei Tore, von denen oben in der Hauptburg nur zwei zu erkennen waren. Eins lag ganz nördlich, eins ganz südlich und das dritte in der Mitte. Das nördliche und das mittlere hatten sehr deutlich das übliche Kennzeichen frühmittelalterlicher Befestigungen: Aussetzen des Walles und des Grabens. Beim südlichen waren Wall und Graben schon sehr verwischt, aber man konnte doch den alten ebenen Weg erkennen, und die spätere Ausgrabung hat den Augenschein bestätigt. Das nördliche und südliche Tor im Vorwall entsprachen nun den beiden in der Oberburg erkennbaren Toren, das mittlere aber zeigte, wo wir oben das dritte zu suchen hatten: nicht im Osten zum See hinunter, wie ich 1921 geglaubt hatte, sondern umgekehrt in der Mitte der Westseite, auf der Orchestra des griechischen Theaters, wie wir die dortige Geländebildung zu bezeichnen pflegten. Es da zu erweisen, hat aber viel Mühe gekostet.

DER TEMPEL

Unsere Grabung ging zunächst auf den Tempel aus, für den wir ein ähnlich klares Fundament erhofften, wie wir es in Arkona gefunden hatten. Wir begannen auf dem höchsten Punkte der Burg, auf der südlichen Kuppe. Ein 15 m langer Nordstüd-Graben brachte gar nichts, sondern schon bei 15—20 cm Tiefe gewachsenen Boden. Am Nordende dieses Grabens schnitten wir rechtwinklig nach Osten hinunter und fielen nun nach wenigen Metern in eine Hausgrube, die im weiteren Hr. Karbe mit großer Geduld völlig freigelegt und ausgebeutet hat. Sie lieferte massenhaft Tierknochen und Topfscherben. Weiter östlich hinunter fanden sich auch immer vereinzelte Scherben, aber keine Spuren von Bauten. Ein Ausgreifen nach Norden von der Karbeschen Grube aus zeigte ebenfalls nur sterilen Boden. Wir schlossen hieraus, daß auf dieser höchsten Kuppe wider unser Erwarten der Tempel nicht gestanden habe, und wandten uns nun der nördlichen Ausbeutung der Burgfläche zu, wo eine anscheinend künstliche Ebnung wohl auf ein größeres Bauwerk deuten konnte. Aber hier war ganz und gar nichts los. Unsere Versuchsschnitte, die wir kreuz und quer zogen, blieben ganz flach. Schon bei 15—20 cm Tiefe war überall der Humus zu Ende. Im Verlaufe der weiteren Arbeiten wurde mir klar, daß besonders von dieser Fläche das Material zur Auffüllung der »Orchestra« in der westlichen Theatersenke genommen sei, denn es fehlte jener Hochfläche die antike Kulturschicht: über dem gewachsenen Boden lag gleich die bleiche dünne Schicht, die seit dem Untergange der Burg entstanden ist.

So blieb nur noch übrig, in der Mitte der Burg nach dem Tempel zu suchen. Wir hatten ihn hier in der Einschnürung der Fläche am wenigsten erwartet, anderseits konnte er für die symmetrische Gestaltung des Ganzen vielleicht gerade die Mitte sich gewählt haben. Wir haben diesen Mittelteil mit sehr vielen Gräben durchzogen. Der bewegte Boden war erheblich tiefer als auf der Süd- und auf der Nordfläche, 30—45 cm, und es ließ sich vielfach

erkennen, daß die untere Hälfte dieser Bodenschicht dunkler war als die obere, daß man in ihr vielleicht die Färbung durch verbranntes Holzwerk vermuten konnte. Aber ein großer verbrannter Holzbau ließ sich mit bestem Willen in diesen Erdschichten nicht erkennen. Die Erklärung dafür wird darin liegen, daß die slavischen Tempel keineswegs immer verbrannt, sondern vielfach abgerissen worden sind. Auf der Reise Ottos von Bamberg ist das regelmäßig geschehen: in Stettin, in Julin, in Wolgast, in Gützkow¹ und in einem ohne Namen überlieferten Orte in der Nähe Stettins. So hätte also wohl auch Burchard von Halberstadt den Rethratempel noch in seinem Beisein abtragen lassen, um seiner völligen Beseitigung sicher zu sein. Statt des im südlichen Burgteile ganz unregelmäßigen, wilden Schotters der Oberfläche fand sich hier unter lockerem Humus eine abgegliechene Steinschicht, so als ob man die emporragenden Gemische weggestochen, die brauchbaren größeren Steine aber an ihrer Stelle zu einer Fläche niedergedrückt hätte. An der SW-Ecke der so beobachteten Fläche waren etwa ein halb Dutzend Steine sogar sicher von Menschenhand in eine Ebene gelegt; das hat jeder zugegeben, der sie gesehen hat. So glaubte ich, diese ganze Fläche von etwa 15 oder 20 m im Quadrat als abgegliechenen Schotter bezeichnen und als Baufläche für den hölzernen Tempel betrachten zu dürfen. Koldewey erklärte, daß eine solche Schotterfläche ein vollkommen ausreichendes Fundament abgebe und besondere Steinlager, wie wir sie in Arkona gefunden hatten, hier nicht nötig sein würden. Trotzdem wollten wir bei der Dürftigkeit der Anzeichen den Tempel an dieser Stelle noch nicht für sicher halten, sondern abwarten, was die weiteren Grabungen für den Gesamtplan der Burg ergeben würden. Koldewey hielt es nicht für ausgeschlossen, daß der Tempel in der westlichen Senke, auf unserer »Orchestra« gestanden haben könne, mit der Front auf der Burgmauer, so daß er über der unten im Halbbogen herumziehenden Vorburg als prachtvolles hohes Mittelstück, von allen Seiten sichtbar, gethront hätte. Aber wir gingen auch auf diese Frage zunächst nicht ein, sondern führten die Grabung nun mit großer Geduld Schritt für Schritt um den Rand der Burg herum, um von der ganzen Besiedlung ein Bild zu bekommen.

HAUSGRUBEN

Sollte der Schloßberg am Ende doch gar keine Tempelburg gewesen sein, so war zu erwarten, daß er ringsum Wohngruben hätte wie die gewöhnlichen slavischen Ringwälle, in denen am Wallfluß entlang die Häuser stehen und der Mittelraum freier Burghof ist.

Die Grabung ergab dieses aber doch nicht. Es waren wohl einige Gruben vorhanden, kleine, größere und ganz große, aber sie schlossen sich deutlich an die Tore an. Der ganze lange Ostrand der Burg war völlig frei von irgendeiner Baulichkeit, der Humus lag hier überall flach und enthielt kaum irgendein Fundstück. Erst auf der letzten Strecke im N, wo der Burgrand gegen NW einbiegt und dann nach 25 m das Nordtor erreicht, finden sich drei Gruben in ziemlich gleichem Abstande voneinander und 5—7 m vom Burgrande entfernt. Auf der anderen, westlichen Seite des Nordtores liegt keine Grube mehr.

Am SO-Tore ergaben die Versuchsschnitte zu jeder Seite eine große und tiefe Grube und weiter am S-Walle hin fand sich noch eine in der Höhe derjenigen, die wir dort auf der Mittelkuppe schon ganz zu Anfang festgestellt hatten (Karbesche Grube).

Auf der Westseite der Burg fielen unsere Schnitte erst beim Abstieg zur »Orchestra« in Gruben, und zwar ergab sich nördlich von ihr eine sehr lange von mindestens 16 m; südlich sind wir auf einer Strecke von 30 m an drei Stellen in Gruben gestoßen und wissen

¹ Stettin, Mon. Germ. Hist. XVI 793, 814, Julin 895, Wolgast und Gützkow 805.

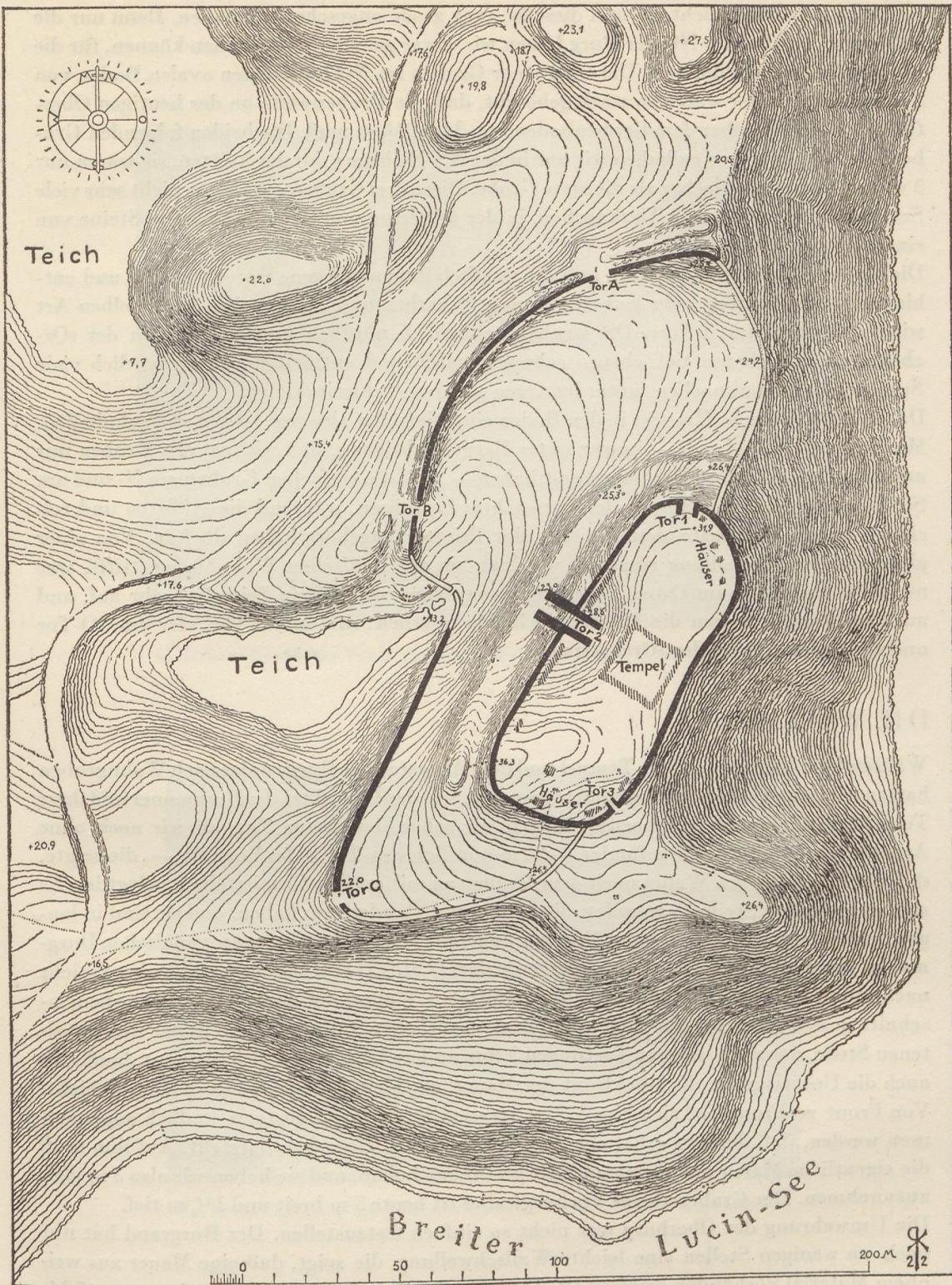


Abb. 14. Plan der Burg Rethra von Rob. Koldewey 1:2000

200M
2/2

nicht, ob wir damit nicht ein und dieselbe ganz große angeschnitten haben. Denn nur die ersten drei Gruben im NO der Burg haben wir etwas genauer untersuchen können, für die übrigen fehlte dazu die Zeit. Die erste jener Gruben im NO hatte einen ovalen Boden von 2:1 m, ihre Ränder waren so stark geböschkt, daß die Grubenweite an der heutigen Oberfläche, die 0,90 m über dem Grubenboden lag, $3\frac{1}{2}:2\frac{1}{2}$ m maß. Die beiden folgenden Gruben nach dem N-Tore zu haben wir nur in der NS-Richtung durchschnitten, sie waren nur 3 m weit und etwas flacher als die erste Grube. Diese drei Gruben enthielten nicht sehr viele Scherben und ganz wenig Tierknochen, in der mittleren von ihnen lagen viele Steine von einem großen Herde.

Die beiden Gruben am SO-Tore und die westlich davon gelegene waren 1 m tief und enthielten kohlschwarzen, sehr lockeren Boden, Scherben und Tierknochen in derselben Art wie die Gruben am N-Tore. Die Gruben schließlich nördlich und südlich von der »Orchestra« waren ebenso tief, ebenso schwarz gefüllt und enthielten außerordentlich viele Scherben und Tierknochen, unter letzteren mehrere Schweinskiefer.

Das übliche slavische Haus ist in den Boden eingetieft, hat also eine Grube als Wohnboden. Man hatte den Eindruck — immer unter Berücksichtigung, daß wir fast alle Gruben nur angeschnitten, nicht völlig ausgeräumt haben —, daß die einfachen Gruben am N- und am SO-Tore von kleinen Häusern der Torwächter herrühren, während die größeren und reicheren an der Westseite den Häusern der Priester angehört haben dürften. Von einer gleichmäßigen Besiedlung ringsum, wie man sie auf slavischen Wohnburgen trifft, war nicht die Rede. Die im Osten, gegen Sonnenaufgang völlig freie Seite fiel sehr auf, und auch im übrigen waren die Häuser doch sehr spärlich: drei am N-Tor, vier am SO-Tor und zwei oder drei bei der »Orchestra«.

DIE WALLMAUER

Während der Suche nach dem Tempel und dem Abtasten des Burgrandes nach Wohngruben hatten wir immer schon Nebenschnitte gemacht, um den Charakter der Burgmauer und ihrer Tore kennenzulernen. Am Vorwall hatten wir schon den ersten Tag, als wir noch ohne Arbeiter waren, eine Stelle gefunden — 20 m nördlich vom Tor A des Vorwalls —, die zeigte, daß die Böschung des Walles nach dem Graben zu mit großen Granitsteinen belegt ist. Es sind ausgesuchte Steine verwendet, die annähernd Quaderform haben, und sie sind in langen Schichten sorgfältig gepackt. Man hat ungefähr den Eindruck einer mykenischen Burgmauer, nur sind die Steine nicht so groß wie dort (Taf. VIII b). Die Steinverkleidung reicht nach unten nur bis zum Fuße des aufgeschütteten Walles, der dann folgende Grabeneinschnitt in den gewachsenen Boden hat seine natürlichen Erdwände. An dieser wohlerhaltenen Stelle, der nach unseren Tastungen keine andere im Vorwall gleichkommt, fand sich auch die Unterlage für die Rückfront der Mauer, aus kleinen Steinen nur in einer Schicht. Von Front zu Front ließ sich hier 3,20 m messen. Es darf als selbstverständlich angenommen werden, daß der hier erhaltene Zustand nur einen Unterbau darstellt. Auf ihm muß die eigentliche Mauer aus Erde und Holz gestanden haben, und sie haben wir also 3 m dick anzunehmen. Der Graben dieses Vorburgwalles ist heute 5 m breit und $1\frac{1}{4}$ m tief.

Die Umwehrung der Oberburg war nicht so einfach festzustellen. Der Burgrand hat nur noch an wenigen Stellen eine leichte Wallschwelling, die zeigt, daß eine Mauer aus weichem Material vorhanden gewesen ist. Darunter folgt eine recht steile Böschung von 5 bis 6 m Höhe, und vor ihren Fuß legt sich eine schmale, $1\frac{1}{2}$ m breite Terrasse. Ich vermutete in dieser Terrasse einen alten Graben, aber die Ausgrabung erwies sie nur als eine ebene



a) Rethra: Nördliches Tor A des Vorwalles: vorn setzen Graben und Wall aus



b) Rethra: Steinverkleidung der Wallfront nördlich von Tor A (Vorwall)

Fläche, stark mit dicken Steinen belegt, die von oben heruntergerollt sein müssen. Frage sich nur, ob sie ursprünglich auf der Böschung gelegen oder oben den Sockel der Burgmauer gebildet hatten. Eine Untersuchung der Böschung zeigte, daß sie in der Tat mit Steinen verkleidet gewesen ist, und ihre Höhe erfordert deren dann eine ganze Menge. Oben am Burgrande aber zeigte sich kaum irgendwo die Fundamentspur einer Festungsmauer. Nur an einer Stelle fanden wir eine Schicht regelrecht gelegter kleiner Steine, in der Mitte zwischen dem Nord- und Westtor. Es ist aber selbstverständlich, daß an diesem Burgrande eine regelrechte Mauer gestanden hat. Sie ist bei allen Burgen vorhanden gewesen. Ihre Fundamentierung aus großen Findlingssteinen haben wir 1919 in der »Schweden-schanze« bei Reetz, Kr. Arnswalde, klar erkannt¹. Wenn hier auf dem Schloßberge fast nichts von Fundament zu erkennen ist, so zeigt das nur, daß hier entweder die Bauart eine einfachere, altertümlichere gewesen ist oder daß die Zerstörung sehr energisch vorgegangen ist. In beiden Fällen ist der Befund der Burgmauer wichtig für den der Tempelstätte: auch bei ihr dürfen wir mit primitiver Bauart und starker Zerstörung rechnen.

Die Oberburg ist natürlich von der Mauer rings umzogen gewesen, auch an der steilen Seeseite im Osten. Der Wall der Vorburg ist im Westen in großem Bogen fast noch geschlossen erhalten, nur an der Spitze des Kolkes ist er ein Stück weit unterbrochen; er wird hier aber ursprünglich nur einen Durchlaß gehabt haben für das aus dem Kessel der Vorburg austretende Wasser. Wo im Norden der Vorburgwall an den Westrand stößt, erkennt man noch eine Umbiegung an diesem Rande entlang gegen Süden. Der Wall muß hier weiter gelaufen sein bis zur Nordspitze der Oberburg hinauf. Und ebenso muß der Vorburgwall im Süden, wo er an den Westrand stößt, an diesem gegen Norden bis zur Oberburg weiter gelaufen sein, und zwar wahrscheinlich so, wie es auf unserem Plane (Abb. 14) gezeichnet ist; es ist hier aber von der Vorburgumwehrung keine Spur erhalten.

DIE TORE

In die beiden erkennbaren Tore 1 und 3 hatten wir schon früh einen Einschnitt gemacht. In dem südöstlichen, Nr. 3, ging er in der Richtung des Torweges und zeigte, daß hier ein 5 m langer Holzbau, offenbar der Torturm, verbrannt war. Denn von der Stelle an, wo links und rechts die Wallkrone lag, bis 5 m weit ins Innere war der Auswurf unseres Schnittes kohlschwarz, ganz mit Holzkohle gefärbt, während er davor und dahinter die natürliche braune Erde aufwies. Am Nordtore, Nr. 1, machten wir den Probeschnitt quer über den Torweg und erhielten damit dessen Profil. Der Auswurf war wieder kohlschwarz, es war also auch hier ein Holzturm verbrannt. Der Torweg, der durch ihn langsam ansteigend hindurchging, war in seinem ebenen Teile 2,50 m breit, links und rechts stieg eine Erdböschung an und an ihrem oberen Ende lagerten rechts (westlich) einige Steine, der Rest des Sockels der Torwand; links waren die Steine heruntergerollt bis mitten in den Torweg hinein. Der durch das Tor laufende Fahrweg war also $2\frac{1}{2}$ m breit, seine Wände, die über den seitlichen Böschungen des Weges ansetzten, standen aber etwas weiter auseinander, wohl 3— $3\frac{1}{2}$ m. Die Länge des Torweges und -turmes haben wir nicht genau festgestellt, sie muß aber über 5 m betragen haben.

Es wurde nun die Frage brennend, wo das dritte Tor gelegen habe, das erforderlich war, wenn von Rethra die Rede sein sollte. Der Brandschutt auf der »Orchestra«, in der westlichen Senke, war so ausgedehnt und so massig, daß hier ein großer Bau zugrunde gegangen sein mußte. Hatte hier am Ende doch der Tempel gestanden? Man mußte die Frage prüfen,

¹ Zeitschr. f. Ethn. 51, 1919, 286.

aber ich mochte nicht glauben, daß die Grabungsantwort bejahend lauten würde: erstens wies das Mitteltor in der Vorburg auf diese Stelle als die entsprechende Öffnung in der Hauptburg und zweitens, warum hatte man diese gegen Osten vorspringende Burg gewählt und auch ihren Ostrand von allen Bauten frei gehalten, wenn man den Tempel doch im Westen verstecken wollte?

Sondierungen auf der »Orchestra« zeigten, daß der Brandschutt auf ihr stellenweise sehr tief hinunterging, daß er aber horizontal sich nicht gleichmäßig etwa zu einem Quadrat ausbreitete, sondern einen nur wenige Meter breiten Strich von Westen nach Osten bildete. Das brachte mich auf den Gedanken, daß hier ein langer Torweg vorläge, der auf dem

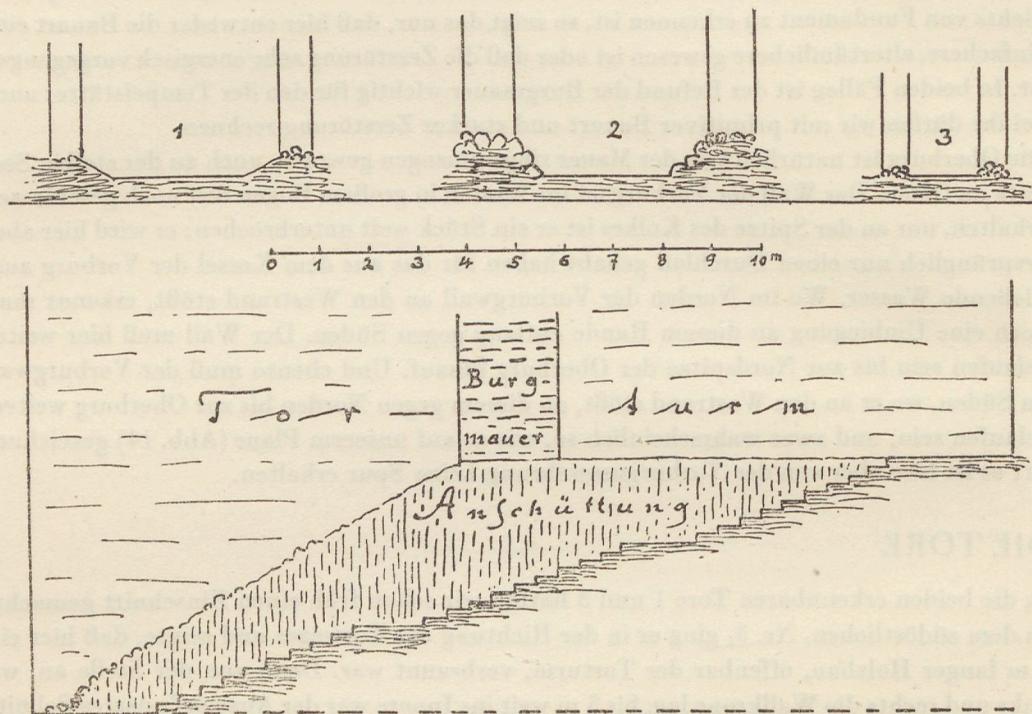


Abb. 15. Die Tore der Oberburg. Quer- und Längsschnitt 1 : 150

alten geböschten Abhang unter der Orchestraaufschüttung hinunterzöge, tief unter der Standfläche der Burgmauer hindurchginge und außen auf der Berme der Burgumwehrung, am Fuße des Burghügels herauskäme. Die Grabung hat dann erwiesen, daß das Tor in der Tat diese große und eigenartige Anlage gehabt hat. Ein Querschnitt am Ostrand der »Orchestra« traf das obere Ende des Torweges. Seine ebene Bahn war genau so breit wie beim Nordtor, 2,50 m. Links und rechts von ihr stieg ebenso wie dort eine Böschung an, aber hier nicht aus Erde, sondern aus großen Findlingssteinen, die schön glatt gelegt waren. Am oberen Rande der Steinböschung war jedesmal der Sockelrest der etwa $\frac{3}{4}$ m starken Torwand zu erkennen. Die innere Weite zwischen den Torwänden ließ sich hier ziemlich genau auf 4 m bestimmen. Den Torweg haben wir dann mehrere Meter lang freigelegt, er zog sich in starker Absenkung hinunter. Und dann haben wir ihn wieder an seinem unteren Ende gefaßt, da, wo er außen vor der großen Umwehrungsböschung auf die Berme mündet. Ich ließ hier den unteren Teil der Böschungswand glattstechen, und was zu erwarten war, zeigte sich: die Fläche des Torweges war überlagert von schmutzigem Boden, der Misch-

masse, die beim Einsturz hineingefallen war, links und rechts aber waren die Grenzen deutlich zu erkennen. Links stand noch die Sockelmauer der Torwand und zog sich 2 m weit auf die Berme vor, rechts waren die Steine verschwunden, die schmutzige Einfüllung maß deshalb die Breite des Torweges + der rechten Torwand = etwas über 3 m, dann folgte reiner gewachsener Boden (gelblicher Lehm). Der ganze Torweg, vom Fuße der Böschung an bis zu seiner Endigung oben in der Burg, maß genau 20 m, einschließlich des Bermestücks werden es 22 m. Die Berme liegt hier 5,08 m unter dem Fuß der Burgmauer; diesen Anstieg von 5 m bewältigt also der Torweg auf seiner 20-m-Strecke. Es ist kaum anzunehmen, daß er das als glatte Rampe getan habe, er wird vielmehr als Treppe gestaltet gewesen sein mit 30 Stufen, die bei 50 cm Breite $12\frac{1}{2}$ cm Höhe hätten gehabt haben müssen. Hinauffahren konnte man also diesen Weg jedenfalls nicht. Die ganze Treppe muß dann auch, wie Gespräche mit Architekten mich belehrten, einen oder wahrscheinlicher zwei Podeste gehabt haben.

Die Anlage ist von einer Großartigkeit, die man einer slavischen Burg wohl nicht zugetraut hätte. Sie erinnert an die athenischen Propyläen, die auch vom Fuße des Burghügels aufsteigen und bis weit in die Burg hineingreifen und die auch für Fußgänger Treppenanlagen vorgesehen hatten.

Damit waren drei Tore, wie Thietmar sie Rethra zuweist, nun in der Tat auf dem Schloßberge erwiesen. Das Seitor, das nach Osten schaute und kleiner war als die beiden andern, mußte unser SO-Tor sein, in dem wir vorläufig nur einen Längsschnitt gemacht hatten. Ob die Bemerkung Thietmars über die Kleinheit dieses Tores etwas zu bedeuten habe, war mir zweifelhaft, denn äußerlich sah es durchaus nicht anders aus als das Nordtor. Ich stellte zwei unsrer tüchtigsten Gräber daran, einen Querschnitt zu machen und ging derweil in die Vorburg, wo verschiedene andere prüfen sollten, ob dort Wohnungen gestanden hätten. Als ich nach etwa einer Stunde mich dem SO-Tore wieder näherte, kam mir Beltz, der bei der Arbeit geblieben war, entgegen und zeigte auf die Grabung: »Tertia porta quae minima est, diese Übereinstimmung mit Thietmar kann kein Zufall sein, damit ist die Sache entschieden.« Prof. Robert Beltz, der seit einem Menschenalter die vorgeschichtliche Sammlung in Schwerin verwaltet und das ganze Ausgrabungswesen im Lande unter sich hat, war seit zwei Tagen bei uns zu Besuch und hatte bei seinem Erscheinen ganz offen erklärt: »Ich komme als Gegner Ihrer Hypothese, aber ich möchte doch sehen, was bei der Grabung herauskommt.« Die Tatsache, die ihn jetzt umstimmte, war einfach die: der Schnitt hatte die Steinsockel der beiden Torwände klar ergeben; sie zeigten direkt aufgehende Wände ohne Böschung gegen den Torweg hin, und die lichte Weite zwischen den Wänden war damit am Fußboden wie weiter oben nur 1,45 m, während sie bei den beiden anderen Toren unten 2,50 und oben $3\frac{1}{2}$ —4 m gewesen war. Das Tor war also nur so weit, daß zwei Leute aneinander vorbeigehen konnten und war natürlich nur für den Fußgängerverkehr bestimmt. Solche Schlupfpforten habe ich mehrfach bei germanischen Burgen derselben frühmittelalterlichen Zeit in Nordwestdeutschland gefunden und auch in der slavischen Bauperiode der »Römerschanze« bei Potsdam; sie liegen gewöhnlich dem einen Haupttor gegenüber¹. Wenn Thietmar sagt, dies dritte Tor schaue nach Osten, so widerspricht das unserem SO-Tore nicht, denn es liegt immerhin in der Ostseite der Burg² und

¹ v. Oppermann-Schuchhardt, Atlas vorgeschr. Befest. § 381 Pipinsburg, § 396 Altenwalde, § 414 Sierhäuser Schanzen. Zeitschr. f. Ethn. 44, 1912, 245 Römerschanze.

² Diese Ostseite läuft allerdings nicht rein nordsüdlich, sondern etwas gegen Südwesten, aber nicht so stark, wie unser Plan es erscheinen läßt. Er ist nach dem magnetischen, nicht nach dem wahren Norden orientiert, muß also um etwa 7° gedreht werden.

durchschneidet sie nur deshalb etwas schräg gegen Süden, um den Weg auf die vorspringende Bergnase hinauszuführen, auf der nach unseren Untersuchungen auch menschlicher Verkehr gewesen ist. Vielleicht haben hier, wie Koldewey vorschlägt, Marketenderbuden gestanden, besonders bei größeren Festen. Ob dieser Platz von dem Vorburgwall mit umzogen war, bleibt, wie vorhin schon bemerkt, zweifelhaft. Wenn es der Fall war, müßte der Vorburgwall vor dem dritten, dem kleinsten Oberburgtore seinerseits auch noch ein Tor gehabt haben, damit der aus jenem Tore herausführende Weg wirklich direkt zum See gelangen konnte. Dann hätte die Oberburg drei und die Vorburg vier Tore gehabt. Unsere Grabungen am Rande des östlichen Vorplatzes haben keinerlei Spuren einer Wallmauer ergeben. Deshalb ist mir wahrscheinlich, daß keine vorhanden gewesen ist, der Vorburgwall vielmehr schon an die Südspitze der Hauptburg anschloß.

Das Bild der ganzen Anlage, Oberburg mit Vorburg, stellt die Federzeichnung Koldeweys aus der Vogelschau (50 m hoch) in Abb. 16 dar. Die Oberburg mit ihren drei gleichmäßig verteilten stattlichen Tortürmen ragt stolz empor, an ihrem Fuß legt sich die Vorburg herum,

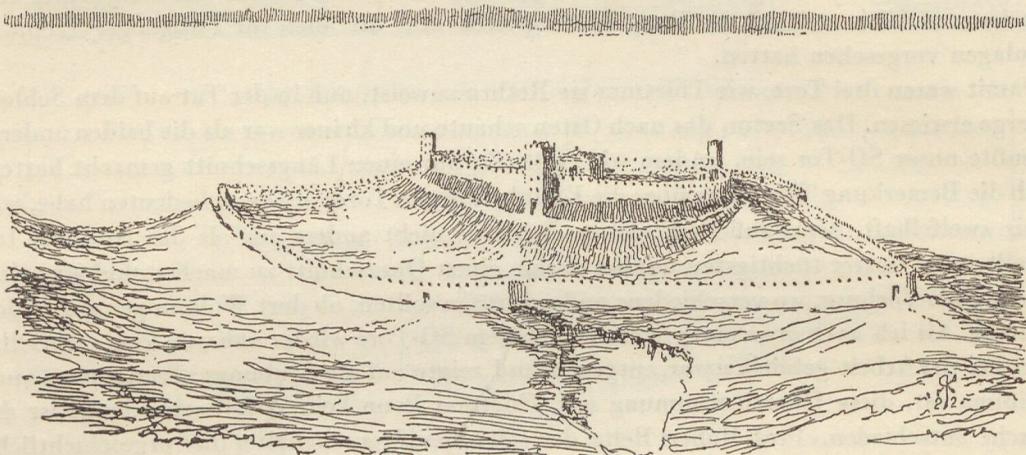


Abb. 16. Die Urbs tricornis aus der Vogelschau. Nach R. Koldewey

in der das zahlreich versammelte Volk von jedem Punkte aus zum Tempel hinaufsehen und den Opferhandlungen und Reden des Priesters folgen konnte. Der Zuschnitt erinnert ungemein an Arkona, nur ist die Vorburg erheblich größer als der dortige — wenigstens heute erhaltene — Festplatz, und der heilige Bezirk mit dem Tempel baut sich viel imponanter auf.

Nachdem nun aber unsere Untersuchung die drei Thietmarschen Tore für die Hauptburg und weitere drei — vielleicht sogar vier — für die Vorburg ergeben hat, eine erstaunliche Zahl, wie sie noch nirgend sonst für diese Zeit und Kultur aufgetreten ist, erscheint die Tradition, die der fahrende Schüler Michael Frank 1590 wiedergibt, Rethra habe sieben Tore besessen, sehr verständlich. Sieben ist eine heilige Zahl, auf die wird abgerundet. Und bei dem großen Ruf, den die vielen Tore von Rethra hatten, wird dann auch Adam v. Br. entschuldigt, wenn er in Angleichung an den Acheron von neun Toren spricht. Ich habe, um nichts unversucht zu lassen, auf dem schmalen Landriegel zwischen Haussee und Breitem Lucin mit Hrn. Karbe zusammen nach Sperren gesucht, vielleicht daß die Neunzahl Adams in der Tat voll geworden wäre. Aber es ist nicht das geringste vorhanden. Die neun Tore sind also wirklich eine Übertreibung, wenn auch bei weitem keine so große wie es bisher schien. Und der einzige Zugang, den nach Adam die Burg von der Wasserseite ge-

habt hat, scheint sich mir auch bei Feldberg zu erklären. Es ist jener Landsteg zwischen Haus- und Lucinsee, der in der Mitte so flach wird, daß er heute einen Fahrdamm trägt und in alter Zeit einen Bohlweg gehabt haben wird. Das wäre dann der pons ligneus Adams. So liegen m. E. Adams Sätzen auf jeden Fall verschwommene Beschreibungen der wirklichen Verhältnisse bei Feldberg zugrunde.

DIE KLEINFUNDE

Die Kleinfunde, die bei der Ausgrabung sich ergeben haben, sind unansehnlich, wie gewöhnlich auf Burgen, die nicht, wie das gottbegnadete Troja, durch einen großen Brand mit einer viele Meter dicken Schuttschicht auf Jahrtausende hermetisch verschlossen wurden. Sie bestehen nur aus Topfscherben und einigen Eisen- und Knochensachen.

Die Eisenstücke sind:

ein kleines Messer, 9 cm lang, mit gerader Schneide und gegen die Spitze sich rundendem Rücken;

eine Säge, 20,5 cm lang, mit schmalem, ein wenig gebogenem Blatt,

zwei Stangen mit halbrundem Querschnitt, 11 und $14\frac{1}{2}$ cm lang, unklar, welcher Bestimmung.

Von Stein ist ein kleiner Spinnwirtel, 2,7 cm Dm., am äußeren und inneren Rande (nach dem Loche zu) facettiert.

Diese Stücke sind alle nach Neustrelitz gekommen. Dort befinden sich auch die früheren Oestenschen Funde vom Schloßberge (1890), etwa 100 Topfscherben und zwei interessante Bruchstücke von Knochenkämmen, die ich hier noch einmal abbilde (Taf. IX a). Es sind große kräftige Stücke mit gerundetem Rücken, 21 cm lang, mit Strichornamenten und kleinen Kreisen verziert. Man kann mit Sicherheit sagen, daß diese Kämme wikingisch sind, denn genau so geformte und verzierte befinden sich in Menge unter den Funden von Hedeby bei Schleswig im Kieler Museum.

Die Topfscherben waren in den Hausgruben zahlreich und im Charakter sehr einheitlich. Frühslavische waren spärlich, die mittelslavischen herrschten, spätslavische fehlten ganz. Wir unterscheiden diese drei Altersstufen hauptsächlich nach der Randbildung und der Verzierung. Das Frühslavische, das durch Scherben vom Höhbeck die erste Datierung, 810, erhalten hat, wird charakterisiert durch fast steilen, dünn auslaufenden Rand und eine Schulterverzierung, die zwischen ein paar Linien oben und ein paar Linien unten ein Zickzack- oder Gitterwerk, zuweilen auch schon die Wellenlinie aufweist¹. Bei den mittelslavischen ist der Rand wenig nach außen gebogen und scharf abgestrichen; die Verzierung wird mit einem feinen 4—6zinkigen Kämmchen als Wellenlinie gezogen oder in Stichmustern hergestellt. Die spätslavischen Töpfe haben einen geschweift ausbiegenden Rand, sind auf der Töpferscheibe gedreht und haben breite horizontale Riefen als Verzierung. Für diese spätslavische Art haben wir vielfach durch Münzen, die in solchen Töpfen geborgen waren, das Datum erhalten. Sie werden von der Mitte des 11. Jahrhunderts an allgemein, beginnen hier und da schon etwas früher. Um so auffallender ist es, daß auf dem Schloßberge von dieser spätslavischen Gattung, die sonst so häufig auftritt, auch nicht ein einziges Stück zutage gekommen ist. Die Scherben, die wir in Menge gesammelt haben, zeigen nur in ein paar Exemplaren den fröhslavischen Typus: den steilen Rand und die derben, wie mit einem heutigen Streichholz eingekratzten Zierlinien (Taf. IX b, 1—3), alle anderen haben den ausbiegenden, mit einer abgekanteten Fläche oder einem Wulst

¹ Bezzenger-Festschrift 1921, 140 ff. (Schuchhardt).

endigenden Rand, und für die Verzierung ist ein Kämmchen mit viel feineren Zähnen verwendet. Mit diesem Instrument sind teils Horizontalstriche gezogen, teils Wellenlinien gemacht (Taf. IX b, 4—9), sehr häufig aber — was an anderen Orten selten ist —, durch Einstiche allerhand Muster angebracht (Taf. X a). Man sieht leicht an der Zahl und Größe der Zähne, daß auf einem Gefäß dasselbe Instrument für die Striche und die Stiche benutzt ist. Sehr häufig ist der ausbiegende Gefäßrand zu einem Wulst gestaltet und darauf die Einstiche parallel angebracht, zuweilen auch so in Fischgrätenform angeordnet, daß das uralte Motiv eines geflochtenen Korbrandes wieder lebendig wird (Taf. X b). Gelegentlich zeigte sich auch unter dem Boden der Abdruck des Stengels der Töpferscheibe, den wir als mittelslavisches Charakteristikum schon 1919 in Reetz erkannt hatten (Taf. X b, 2).

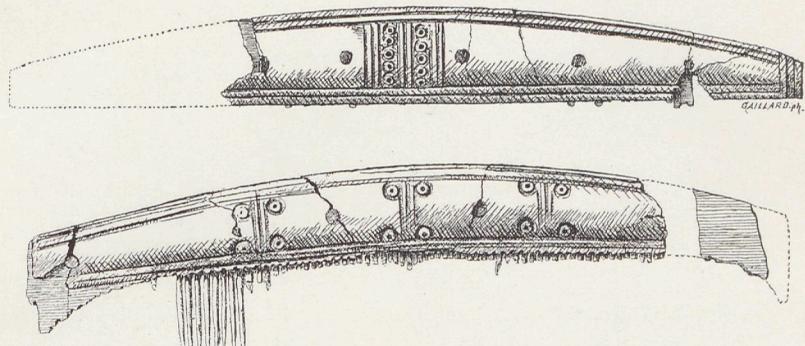
Der geschlossene zeitliche Charakter dieser Keramik und ihre feine Verzierung fiel Beltz schon am ersten Tage, wo er bei uns war, so auf, daß er meinte, man könne hier von einem besonderen Feldbergtypus sprechen. Es finden sich Anklänge von dieser Art wohl auch sonst hier und da, in unserem Museum z. B. von der Römerschanze, von Reetz, von Wulffplatzke b. Neustettin, aber als geschlossene Masse ist sie in der Tat auf dem Schloßberge einzlig. Sie scheint anzudeuten, daß hier nicht das gewöhnliche slavische Volk hauste, sondern eine Elite, die etwa den an Meißener Porzellan gewöhnten späteren Kulturmenschen entsprach.

Diese auf die früh- und mittelslavische Periode beschränkten Funde sprechen nun aber sehr eindringlich dafür, daß die Burg schon 1068/69 durch Burchard von Halberstadt endgültig zerstört worden ist, und werden damit eine wichtige Stütze für das aus den schriftlichen Quellen zu Erschließende.

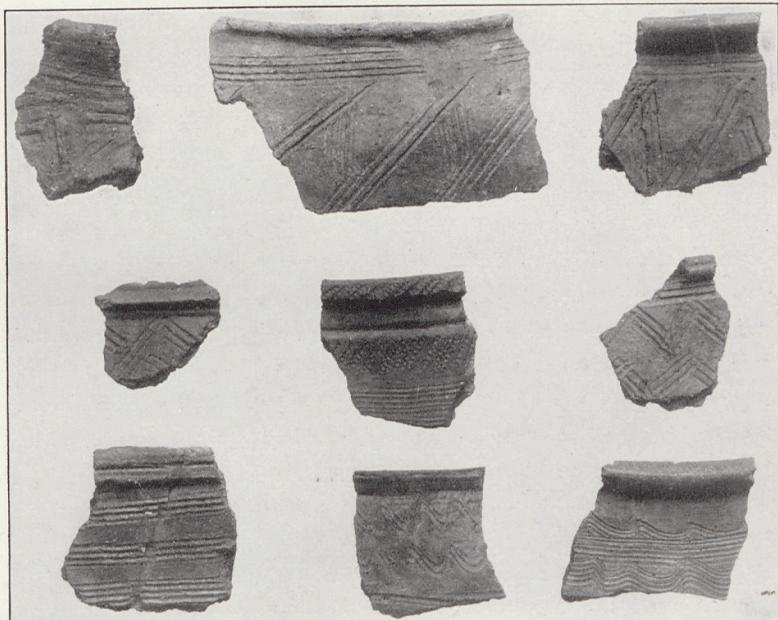
IV. DIE ZERSTÖRUNG

Daß Rethra schon 1068/69 endgültig zugrunde gegangen ist, ist ein neues Ergebnis unserer Untersuchung. Bisher hatte man allgemein angenommen, 1068 sei nur die erste Zerstörung gewesen, 1126 durch Kaiser Lothar eine zweite und erst 1151 durch Adolf von Holstein und Niklot von Obotritien die die unrittd letzte. Deshalb wurde mir von einer Seite, die Adam neben Thietmar doch noch eine Berechtigung erhalten wollte, folgende Erklärung der beiden so verschiedenen Berichte vorgeschlagen: das Rethra Thietmars, das alte Rethra, das jahrhundertlang seine Rolle gespielt hat, ist in der Tat auf dem Schloßberge bei Feldberg wiedergefunden. Da dies Rethra aber nur bis 1068 bestanden hat, haben die Redarier offenbar alsbald ein neues erbaut, und dies neue hat Adam von Bremen vor Augen gehabt. Es muß rings von Wasser umgeben gewesen sein und hat also doch wohl auf der Fischerinsel in der Tollense gelegen.

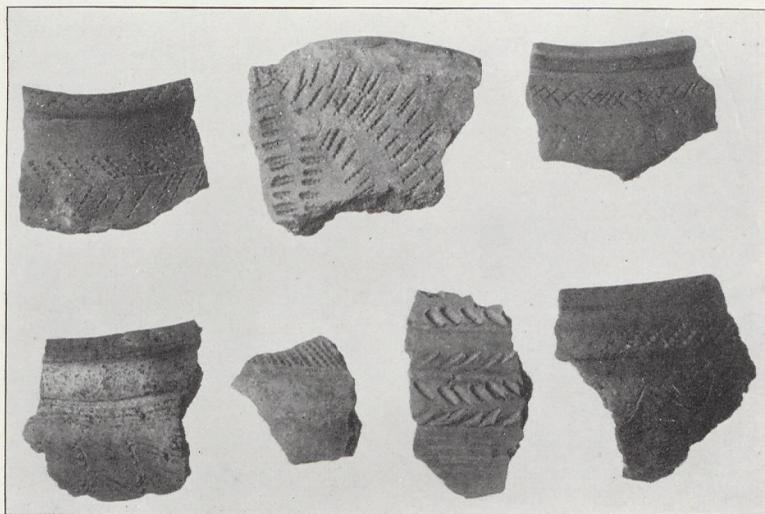
Dieser Versuch, Adam und die Fischerinsel zugleich zu retten, stößt auf die alte elementare Schwierigkeit, daß Wustrow gar nicht zum Redarierlande gehört hat. Aber man kann ihm auch die anderen Stützen entziehen, von denen er ausgeht, daß Rethra überhaupt 1126 und 1151 noch wieder zerstört worden sei. Es ist in den Kriegszügen dieser Jahre nur die Rede von »einer Burg mit Heiligtum« oder »einem alten und berühmten Heiligtum«, das bei den Lutizen verbrannt oder zerstört worden sei; daß es aber Rethra geheißen habe, wird keinmal gesagt. Wenn von einem Heiligtum bei den Lutizen gesprochen wird, braucht es durchaus nicht allemal Rethra gewesen zu sein. Schon Thietmar sagt von den Lutizen: soviel Gaue sie haben, soviel Heiligtümer haben sie auch. In diesem Falle läßt sich aber, wie mir scheint, beweisen, um welches andere Heiligtum es sich zunächst 1126 und dann wohl auch 1151 gehandelt hat.



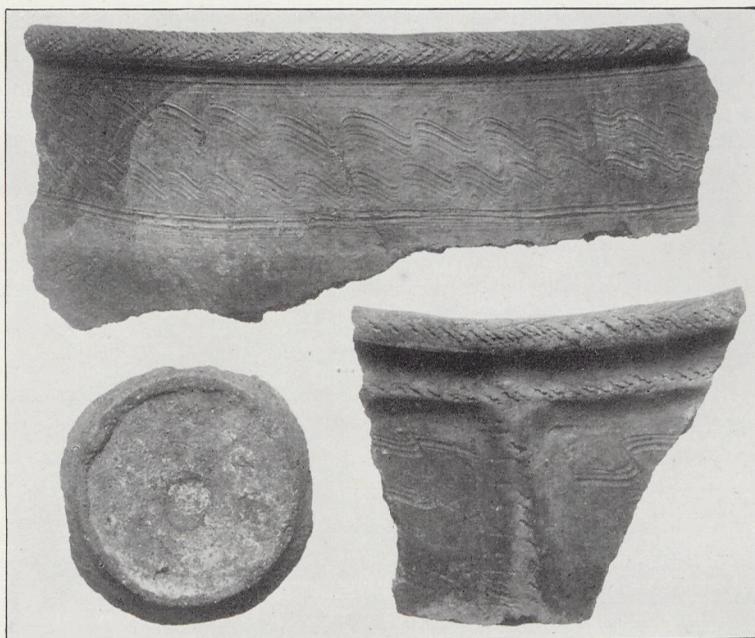
a) Rethra: Zwei Wikingische Kämme. Museum Neustrelitz. $\frac{1}{2}$



b) Rethra: Slawische Topfscherben



a) Rethra: Slawische Topfscherben



b) Rethra: Verzierte Randstücke und ein Boden

GÜTZKOW

Die erste Angelegenheit von 1126 fällt zwischen die Reisen des Bischofs Otto von Bamberg und wird uns von seinem Biographen überliefert. Otto war von dem christlichen Polenherzog Boleslaw eingeladen, in seine neueroberten Landesteile zu kommen und die Bevölkerung für das Evangelium zu gewinnen. Seine Herrschaft hatte sich über das Pommernreich ausgedehnt, und zu Pommern gehörte seit 1121 auch die südliche Hälfte des alten Lutizengebietes. Bei Adam von Bremen 1075 besteht Lutizien noch aus vier Völkerschaften: den Tollensern und Redariern südlich der Peene und den Circipanern und Chizzinern nördlich der Peene bis zur Ostsee. 1121 ist die Pommernherrschaft bis zur Peene vorgerückt¹. Die Tollenser und Redarier sind also bereits einverleibt, und das freie Lutizien bilden nur noch die Circipaner und Chizziner.

Otto von Bamberg hat seine erste Reise 1123/24 gemacht. Er ist damals von Bamberg zunächst über Prag und Breslau nach Gnesen gegangen, wo der Polenherzog ihn mit allem Nötigen aufs freigebigste ausstattete. Dann ist er von da gegen Nordwesten über Pyritz, nach der Ostsee vorgerückt und hat hier nach harten Kämpfen in Cammin, Stettin, Julin und Kolberg schließlich doch für das Christentum Boden gefunden. Damit mußte er seine Reise abbrechen, da er durch dringende Briefe nach Hause gerufen wurde, und den Zug in das Gebiet westlich der Oder, den er noch geplant hatte, auf ein andermal verschieben. Was er dort aufsuchen wollte, wird uns deutlich genannt: Usedom, Wolgast, Gützkow, Demmin², vier Vororte von Westen nach Osten gereiht und alle nördlich der Peene gelegen.

Seine neue Reise hat Otto erst 1128 ausführen können, und sie ist dann von vornherein auf die Erledigung der übriggebliebenen Programmpunkte angelegt worden. Otto ist diesmal gleich vom Westen her vorgegangen. Seine Ausrüstung hat er in Halle besorgt und gleich nach Demmin bringen lassen. Er selbst ist die Elbe hinuntergefahren bis Havelberg, von da fünf Tage durch einen großen Wald gezogen bis an den Müritzsee und hat dann sein erstes Ziel Demmin erreicht. Hier erlebt er unerwartet ein kriegerisches Schauspiel. Demmin liegt am Einfluß der Tollense in die Peene, aber noch südlich der Peene. Es ist, wie die Vita ausdrücklich sagt, eine pommersche Stadt. Gleich jenseits der Peene aber beginnt das Lutizienland, und dieses war damals aufgebracht, weil Kaiser Lothar einige Zeit vorher — offenbar von Demmin aus — seine Hauptburg mit dem Tempel verbrannt hatte³. Man wollte deshalb einen großen Zerstörungs- und Raubzug gegen Demmin unternehmen. Die Demminer hatten den Pommernherzog Wratislaw zu Hilfe gerufen, und gerade denselben Abend, wo Otto in Demmin ankam, traf auch Wratislaw ein. Ottos Hoffnung, ihn gleich zu sprechen, schlug fehl. Der Herzog zog schon am andern Morgen in das feindliche Land, und Otto konnte nun von dem hochgelegenen Demmin aus drüben eine Rauchsäule nach der andern aufsteigen sehen und erlebte am Abend die heutereiche Rückkehr des Herzogs.

Hatte Otto ursprünglich vorgehabt, seine Reise in der Reihenfolge Demmin, Gützkow,

¹ Das geht hervor aus der Bemerkung des Fischers am Müritzsee 1128 zu Otto von Bamberg, er habe seit 7 Jahren kein Salz mehr geschen, seit damals der Pommernherzog diese Gegenden unterworfen habe. Und auf Ottos Reisen wird auch Demmin an der Peene, aber südlich von ihr gelegen, schon eine pommersche Stadt genannt (Herbord III 1 [Mon. Germ. Hist. XII 801]).

² Herbord II 38 (Mon. Germ. Hist. XII 799).

³ Ebbo III 5 (Mon. Germ. Hist. Scr. XII 862) Igitur veniens ad urbem Timinam magnum illuc belli apparatus hostilem Luticensium incursionem reperit. Nam Lutenses, quorum civitas cum fano suo a gloriosissimo rege Lothario zelo iusticiae nuper igni erat tradita, urbem Timinam vastare civesque eius captivare nitebantur. Sed ipsi eis viriliter resistentes Wortislai ducis auxilium requirebant.

Wolgast, Usedom auszuführen, so änderte er jetzt angesichts der wilden Stimmung nördlich der Peene seinen Plan und ging zunächst direkt nach Usedom. Dorthin berief ihm der Pommernherzog für Pfingsten 1128 einen großen Adelstag. Er hatte Gelegenheit, viele Gebietende zu taufen, unter ihnen besonders Mizlaw, den Fürsten von Gützkow. Das ist ein erster Hinweis darauf, daß Gützkow als Sitz eines Fürsten — princeps oder dux heißt Mizlaw weiterhin — der Vorort einer größeren Landschaft gewesen ist. Otto suchte ja auch nur solche bedeutenderen Orte auf, seine Reise war unter den Fittichen des polnischen Adlers ganz aufs Große gestellt.

Von Usedom ging er vorsichtig hinüber nach Wolgast, wo es allerhand Abenteuer gab, und dann weiter nach Gützkow. Der Fürst Mizlaw empfing ihn hier freundlich, und auch die Bürger kamen und erklärten, sie seien zu allem bereit, wenn nur ihr schöner neuer Tempel, den sie eben erst mit einem Aufwande von 300 Talenten fertiggestellt hätten und der eine Zierde der Stadt sei, erhalten bleiben dürfe¹. Bei diesem ganz neuen prächtigen Tempel stützen wir. Gützkow liegt nur 3 km nördlich der Peene und 28 km ostnordöstlich von Demmin. Es ist also offenbar der Vorort der Landschaft, die gegen Demmin ziehen wollte, weil Kaiser Lothar bei ihr vor zwei Jahren Stadt und Tempel heimgesucht hatte. Diese einfache Kombination erledigt die letzte Möglichkeit, hier noch an eine Zerstörung des Rethratempels zu denken. Otto von Bamberg blieb übrigens hart gegen die Bitten der Gützkower. Er bestand darauf, daß der Tempel beseitigt würde, denn er könne seinen Samen nicht in Disteln und Dornen streuen. Seine bezwingende Persönlichkeit wirkte so stark, daß die Bürger selbst mit Hand anlegten, um ihr neues Heiligtum abzureißen.

II47 UND II51

Die Saat, die Otto so hoffnungsvoll ausstreute, hat aber trotzdem keine dauernde Frucht getragen. Schon wenige Jahre nach seinem Abgang sind die ganzen Landstriche von Lutizien und Pommern ins Heidentum zurückgefallen. Als der christliche Pommernherzog Wratislaw zwischen 1128 und 1135 in Stolpe an der Peene erschlagen war, vollzog sich der Umschwung mit elementarer Gewalt. Selbst im Obotritenlande, wo doch schon 70 Jahre vorher ein Bischofssitz in der Mikilinburg gewesen war, kehrte mit Niklot und Pribislaw das volle Heidentum wieder. So kam es, daß 1147, als der zweite Kreuzzug ins Heilige Land durch Bernward von Clairvaux gepredigt wurde, die Sachsen verlangten, man solle erst einmal dicht vor seiner Tür kehren und der heillosen Heidenwirtschaft im benachbarten Slavenlande ein Ende machen. In der Tat wurden dann zwei Kreuzzüge unternommen, einer nach Palästina und einer nach Slavien. Und dieser letztere interessiert uns insofern, als er zeigt, wie in dieser Zeit an Rethra und das Redarierland überhaupt gar nicht mehr gedacht wird. Die Slavenfahrer marschieren, ganz wie Otto von Bamberg 1128, gleich auf Demmin. Unterwegs wird Malchow mit seinem Tempel verbrannt und dann Demmin und Stettin, beide vergeblich, belagert².

Schließlich erfahren wir, daß in diesen Gegenden 1151 noch einmal »ein berühmtes Heiligtum« zerstört wird. Graf Adolf von Holstein und Fürst Niklot von Obotritien haben sich

¹ Anon. (Herbordi) Vita Ott. II 7 (Mon. Germ. Hist. XII 805) Deinde . . . ad Gozgaugiam iter divertit. In hac siquidem civitate mirae magnitudinis et pulchritudinis templum fuit . . . Illi ad omnia paratos se asserebant, si modo fanum eorum intactum remanere potuisset; magnis enim sumptibus nuper extructum fuerat, multumque in eo gloriabantur quod videretur magnum totius civitatis ornamentum.

Ebbo III 9 (Mon. Germ. Hist. XII 865) Apostolus . . . aliam urbem Chozegowam expetit in qua magni decoris et miri artificii fana erant, quae cives eiusdem loci 300 exstruxerant talents.

² Annal. Magdeburg. Mon. Germ. Hist. XVI p. 188 Fanum eciam cum idolis, quod erat ante civitatem Malchon, cum ipsa civitate concremaverunt.

zusammengetan, um die Chizziner und die Circipaner zu bekriegen, also wieder die Landschaften zwischen Peene und Ostsee, und dabei fällt ihnen das Fanum celeberrimum zum Opfer¹. Wie man nach der klaren Nennung der Chizziner und Circipaner und nach allem, was voraufgegangen ist, hier noch an Rethra denken kann, ist unverständlich². Sehr wohl denkbar wäre, da wir in diesen Landen sonst von einem besonders hervorstechenden Heiligtum nichts hören, daß wieder Gützkow gemeint ist. Vielleicht ist Gützkow überhaupt oder wenigstens zuzeiten der Vorort des Circipanerlandes gewesen³. Der Ort hat mit seiner Landschaft bis weit ins Mittelalter hinein als Grafschaft noch eine Rolle gespielt. Schon 1207 ist auf seinem Gebiete das Kloster Eldena gegründet, das, soviel ich weiß, heute noch einen guten Teil zur Unterhaltung der Universität Greifswald beiträgt. Aber es ist auch möglich, daß das Heiligtum von 1151 weiter nördlich im Chizzinerlande gelegen hat, etwa auf dem „Fresendorfer Burgwall“, südöstlich von Rostock, der die Hauptfeste der Chizziner gewesen zu sein scheint. Dort heißt heute noch ein Dorf Kessin.

HÖHENLAGE DER HEILIGTÜMER

Der Gedanke, Rethra könne nach der Erledigung seiner Schloßberg-Rolle auf einer Seeinsel, wie der bei Wustrow, neu in die Erscheinung treten, wird aber schließlich auch an sich ad absurdum geführt, wenn wir uns klarmachen, wie die anderen slavischen Heiligtümer, von denen wir erfahren, gelegen haben. Die außerordentliche Übereinstimmung von Arkona und dem Schloßberg-Rethra ließ annehmen, daß man eine möglichst hohe Lage aussuchte mit freier Stirn gegen Osten. Und ebenso steht es in der Tat mit den andern Heiligtümern, deren Lage wir nachprüfen können. Ich habe alle, von denen ich hier spreche, im Gelände aufgesucht.

Zunächst Garz auf Rügen: Auf dem wohlerhaltenen Burgplatze hat schon die Kommission von 1868 den Tempel auf einer Höhe im Süden angenommen, weil hier die Reste einer christlichen Kapelle (Mauer- und Formsteine) sich gefunden haben (Balt. Stud. 24, 1872, 244). Der Burgplatz erhebt sich mit Steilwänden ringsum etwa 10 m hoch über das Flachland. Auf ihm, dem alten Carentia, sollen nach Saxo Grammaticus (XIV. 840) sogar drei Heiligtümer gelegen haben.

Gützkow, die heutige kleine Ortschaft, die immer noch »Stadt« heißt, liegt auf einer gegen Norden vorspringenden Moränenzunge. Sie wird vom Swinow-Bach umflossen, der von SO kommt, im N spitzwinklig umbiegt und dann direkt südlich zur Peene fließt. Auf der Nordspitze des Höhenzuges ist der alte Burgplatz, bis heute unbebaut — eine Windmühle hat bis vor kurzem dagestanden —, deutlich zu erkennen⁴. Hier also stand die Burg Mizlaws und die spätere Grafenburg. Ein tiefer und breiter Graben trennt sie von der südlich folgenden und sich stark verbreiternden Stadthöhe. In deren Mittelpunkte und an der höchsten Stelle steht die große mittelalterliche Backsteinkirche. Nach Osten hat die Höhe hier einen dreieckigen Vorsprung, der an Arkona erinnert. Auf diesem Teile steht das Pfarrhaus mit seinem schönen alten Garten. Die Tradition in Gützkow über den Standort des einstigen Heidentempels war zwiespältig: die einen sagten, er habe im Pfarrgarten, auf

¹ Helmold, Chron. Sclav. 71 Abierunt in terram Kycinorum et Circipanorum et pervagati sunt terram hostilem omnia vastantes igne et gladio. Fanum quoque celeberrimum cum ydolis et omni superstitione demoliti sunt.

² Schmeidler bei Helmold I 71 Ann.

³ Adam v. Br. (II 21 [18]) nennt als Vororte für die Wagrier die Aldinburg (Oldenburg b. Eutin), für die Polabinger Ratzeburg, für die Obotriten Magnopolis (die Mecklenburg), aber für die Chizziner und Circipaner gibt er den Vorort nicht an.

⁴ Meßtischblatt Gützkow 677.

der Spitze des Ostkaps gelegen, die andern: an der Stelle der heutigen Kirche. Im Pfarrgarten sollten früher gelegentlich Fundamente zutage getreten sein. Ich habe daraufhin am 20. und 21. März dieses Jahres (1923) im Pfarrgarten gegraben¹ mit dem Ergebnis, daß die Fundamente sich als die eines älteren Pfarrhauses herausstellten, offenbar desjenigen, das 1729 verbrannt ist und an dessen Stelle, 9 m nach W verschoben, das jetzige 1730 gebaut wurde. Dicke Mauerziegelstücke mit Kalk und mittelalterlichen Scherben zeigten dies Ergebnis. Die Fundamentbettung war über 1 m tief und 0,70 m breit. Es wird also die andere Tradition recht haben: der Heidentempel hat an der Stelle der jetzigen Kirche gestanden. Dieser Platz, der höchste weit im Umkreise, erhebt sich 13 m über dem Schwemmland der Swinow. Die Burg liegt 1—1½ m niedriger.

Stettin ist in slavischer Zeit eine fast uneinnehmbare Burg gewesen mit seinem steil geböschten Abhängen, auf denen sich noch eine Mauer erhob. Die Burgmauer umschloß drei Hügel, und auf dem mittelsten und höchsten befand sich das Heiligtum des Triglav². An diesem Punkte hat Otto von Bamberg nachher seine Adelbertskirche gebaut³. Es ist die Höhe, auf der heute das Schloß steht⁴.

In Wolgast muß der Tempel, den Otto von Bamberg 1128 abtragen ließ, ebenfalls in der Burg gestanden haben. Die Erzählung, wie seine Begleiter am ersten Tage in der Stadt bedrängt wurden, wie einer nur durch die Flucht in den Tempel sich retten konnte und dann mit dem goldenen Schilde des Gottes herausstürmend sich durch die feindliche Menge den Weg bahnte, beweist es⁵. In dem kleinen heutigen Wolgast, das den alten Umfang wohl erkennen läßt, kommt dann aber auch wieder nur der Platz in Betracht, auf dem heute die Hauptkirche steht. Es ist der höchste Punkt der Altstadt. Von ihm dacht sich das Gelände sachte nach allen Seiten ab. Sehr hoch erhebt er sich über den Ostseespiegel nicht, nur 8—10 m, aber er ist auch damit schon bevorzugt in der flachen Gegend.

Daß bei Malchow ein Tempel gestanden hat, erfahren wir aus dem Kreuzzuge von 1147. Fanum eciam cum idolis quod erat ante civitatem Malchon cum ipsa civitate concremarerunt, heißt es in den Magdeburgischen Annalen⁶. Die alte Burg Malchow, von der Bevölkerung »Werleburg« genannt, liegt der heutigen Stadt gegenüber am Ostufer des Sees: Es ist eine kleine Dynastenburg, rechteckig 60×50 m groß, auf einer isolierten Höhe 8 m über dem See. Westlich hart an die Burg stößt der See, nördlich und südlich ist sumpfiger Boden; nur nach Osten zieht sich ein schmaler Höhenstrich ein paar hundert Meter weiter⁷. Möglicherweise hat hier, wo heute Ackerfeld ist, der Tempel »vor der Burg« gestanden. Möglich ist aber auch, daß er eine halbe Stunde weiter südlich gestanden hat auf der höheren Fläche, wo heute das Kloster mit seiner weithin sichtbaren Kirche steht. So hat schon

¹ Bei diesem Unternehmen haben mich Hr. Bürgermeister Bierhals und Hr. Probst Hoppe in vielfältiger Weise freundlichst unterstützt.

² Ebbo III 1 (Mon. Germ. Hist. XII, 859) Stetin vero amplissima civitas et maior Julin tres montes ambitu suo conclusos habebat, quorum medius, que et alcior, summo paganorum deo Triglavo dictus, tricapitum habebat simulacrum quod aurea cidari oculos et labia contegebatur.

³ Ebbo III 1 (M. G. H. XII 859) Duas aecclias, una in monte Trigelawi sub honore sancti Adelberti, alia extra civitatis moenia in veneratione sancti Petri erant locatae.

⁴ Das Neueste über Altstettin verdanken wir Hrn. Gymnasialdirektor Dr. Fredrich dort. Er schreibt in der Ostsee-Zeitung 6. April 1923: »Die oberste Befestigung trug am Nordrande den quadratischen Tempel des dreiköpfigen Triglav, südlich herum einen großen Festplatz und rechts und links von der heutigen Pelzerstraße, dem nördlichsten Stück der Fuhrstraße und westlich von der kleinen Ritterstraße Häuser der vornehmern Bevölkerung. Diese Umgrenzung der »Tempelburg« ergibt sich aus slavischen Bodenfunden und aus den Grenzen der Marienparochie. Das Ganze können wir uns nach der Burg Arkona mit dem Swantewittempel jetzt gut vorstellen.«

⁵ Heribord III 6 (M. G. H. XII 804).

⁶ Mon. Germ. Hist. XVI 188.

⁷ Meßtischblatt Malchow 1136.

Lisch 1867 angenommen¹, und die sehr häufige Nachfolge von Kirchen auf den Plätzen der alten Heidentempel spricht dafür. In beiden Fällen aber, die allein möglich sind, gleich östlich vor der Burg oder südlich etwas weiter entfernt, hat der Tempel eine Lage gehabt, die ihn hoch heraushob.

Bei Brandenburg ist das alte Verhältnis heute noch allgemein bekannt. Westlich von der Altstadt auf dem Marienberge, 79 m hoch, hat der heidnische Tempel gestanden, den 1136 Pribislaw zerstörte, um an seiner Stelle eine Marienkirche zu erbauen, die später als Wallfahrtskirche weithin berühmt geworden ist.

Alle diese Tempel also, Rethra, Arkona, Garz, Stettin, Wolgast, Gützkow, Malchow, Brandenburg, deren Lage wir im Gelände nachweisen können, haben auf Höhen gestanden. Nur von einem Heiligtum, Julin, dem heutigen Wollin, wird berichtet, es habe niedrig zwischen den Wassern gelegen. Hier war eben die ganze Ortschaft eine Pfahlbausiedlung, deren Straßen und Plätze häufig überschwemmt wurden², und der Tempel mußte sich diesen Verhältnissen anbequemen. Mit dieser einzigen Ausnahme sehen wir aber als Regel für die slavische Tempelanlage die uralte Tradition fortleben, den großen Himmels- und Sonnen-gott auf Höhen zu verehren, an Stätten, auf die mit dem ersten Strahl der aufgehenden Sonne die Gottheit ihren Fuß setzte³. Wenn Rethra während seiner ganzen Blütezeit auch ein solches Höhenheiligtum gewesen ist, kann es nach seinem Untergang unmöglich auf irgendeiner flachen Insel im See eine ganz andersartige schwächliche Nachfolgerin gefunden haben.

Damit scheint mir die Rethrafrage jetzt nach allen Seiten geklärt. Thietmars, des kundigsten Zeitgenossen Beschreibung stimmt völlig mit dem Befunde auf dem Schloßberge bei Feldberg. Hier hat Rethra gelegen, jahrhundertelang. Zerstört ist es unter Heinrich IV. durch einen Kriegszug Burchards von Halberstadt, dessen Andenken der Volksmund in gutem Gedächtnis behalten hat. Es ist nachher auch weder hier noch an einer anderen Stelle wieder aufgebaut. Seine Rolle haben nördlicher gelegene Heiligtümer übernommen; das von Kaiser Lothar 1126 zerstörte hat in Gützkow gestanden, und die große Orakel-stätte des letzten Heidentums ist Arkona geworden.

¹ Mecklbg. Jahrb. 32. 1867 S. 13.

² Heribord Vita Ott. II 23 (M. G. XII 788) Plateae autem civitatis palustres erant et lutosae et pontes extucti et tabulæ undique positæ propter lutum.

³ Nach Mitteilungen, die mir Prof. Peisker-Graz machte, gibt es auch slavische Götterberge, so wie die germanischen Wodans- und Donnersberge. Bei Treptow a. d. Rega liegt ein »Belbuck« (Belbog »der weiße Gott«), zwischen Bautzen und Görlitz liegen ein Bielbog und Cernebog (»weißer« und »schwarzer Gott«, der Gute und der Böse) einander gegenüber.

VINETA

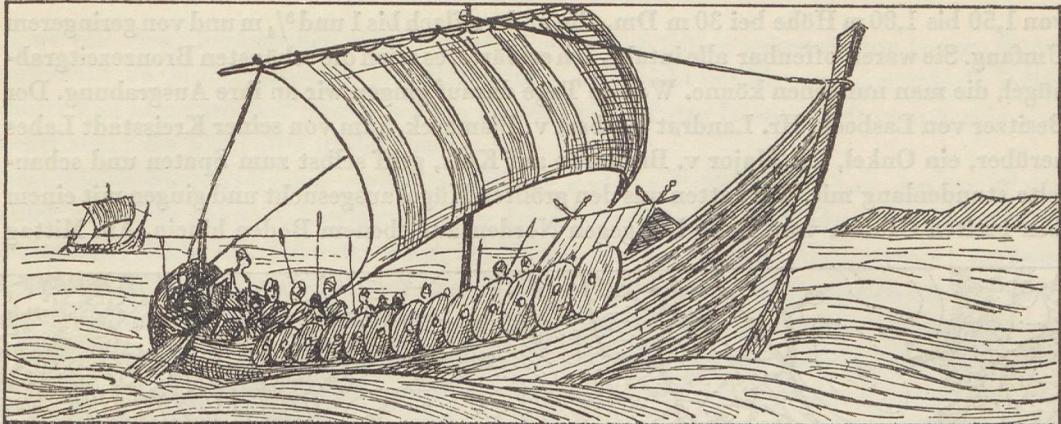


Abb. 17. Das Wikingerschiff von Gokstad

Zwei sehr freundliche Einladungen auf pommersche Güter zu archäologischen Untersuchungen waren mir seit mehreren Jahren wiederholt ausgesprochen; dringende Pflichten hatten mich aber immer verhindert, ihnen zu folgen, bis im September 1923 die Zeit gewonnen und ein Plan vereinbart werden konnte. Die erste kam von Hrn. Gottfried v. Bismarck auf Kniephof und Jarchlin, einem Großneffen des Altreichskanzlers, die andere von Hrn. Major v. Helden und seiner Gattin geb. Rimpau auf Lustebuhr, Kr. Kolberg-Körlin, die durch ihren Onkel Exzellenz v. Bode mir ihre Wünsche aussprechen ließen. An beiden Stellen wurden die Untersuchungen weit über den Gutsbezirk der Einladenden ausgedehnt. In Kniephof »verlieh« uns Hr. G. v. Bismarck an seine Brüder in Platthe und Lasbeck, in Lustebuhr durften wir übergreifen nach Prilipp, Bartin und Klapow. So bin ich mit meinem jüngeren Sohne Wolfgang zusammen drei Wochen in Pommern gewesen, 14 Tage in Kniephof und Platthe und 8 Tage in Lustebuhr. Auf der Rückreise habe ich noch einen schönen und lehrreichen Tag bei Hrn. Dr. v. Thadden-Vahnerow verlebt und den prachtvollen alten Herrnsitz Trieglaff seines Vaters kennengelernt. Überall bin ich auf den Gütern dem lebhaftesten und verständnisvollsten Interesse begegnet und der Bereitschaft, was irgend nützlich schien, sofort zu unternehmen.

Zwei Ergebnisse von größerer Tragweite hatten diese pommerschen Wochen, das eine betrifft Burgen, das andere Gräber. Slavische Burgen und deutsche der Regermanisation traten scharf gegeneinander, und die deutschen zeigten alle den fränkisch-normannischen Typus, der auch den Deutschordensburgen weiter östlich zugrunde liegt. Dies Verhältnis offenbarte sich besonders auf den Gütern des Grafen Carl v. Bismarck-Osten in Platthe. Darüber möchte ich ein andermal besonders handeln und jetzt mich rein dem zweiten Ergebnis zuwenden, den Gräbern. Ihre Untersuchung hat einen sehr eigenartigen Verlauf genommen. Sie haben uns zunächst genarrt, dann aufgeklärt und schließlich zu neuer Lösung einer der interessantesten Fragen der norddeutschen Altertumskunde geführt, der von Vineta.

I. SLAVISCHEN HÜGELGRÄBER

An einem Sonntagnachmittag führte uns die Mutter des Hrn. v. Bismarck auf einer Wagenfahrt in den Lasbecker Wald, um uns eine Gruppe wunderschöner Hügelgräber zu zeigen. (Abb. 18) Ihrer sechs lagen nicht weit voneinander unter hohen Kiefern, die größten

von 1,50 bis 1,80 m Höhe bei 30 m Dm., die andern flach bis 1 und $\frac{3}{4}$ m und von geringerem Umfang. Sie waren offenbar alle intakt. Ich erklärte, es seien die schönsten Bronzezeitgräber, die man nur sehen könne. Wenige Tage darauf gingen wir an ihre Ausgrabung. Der Besitzer von Lasbeck, Hr. Landrat Herbert v. Bismarck, kam von seiner Kreisstadt Labes herüber, ein Onkel, Hr. Major v. Bismarck auf Külz, griff selbst zum Spaten und schaufelte stundenlang mit. Wir hatten uns den größten Hügel ausgesucht und gingen mit einem 2 m breiten Graben vom Fuße her gegen Norden auf ebenem Boden hinein. Am Mittag

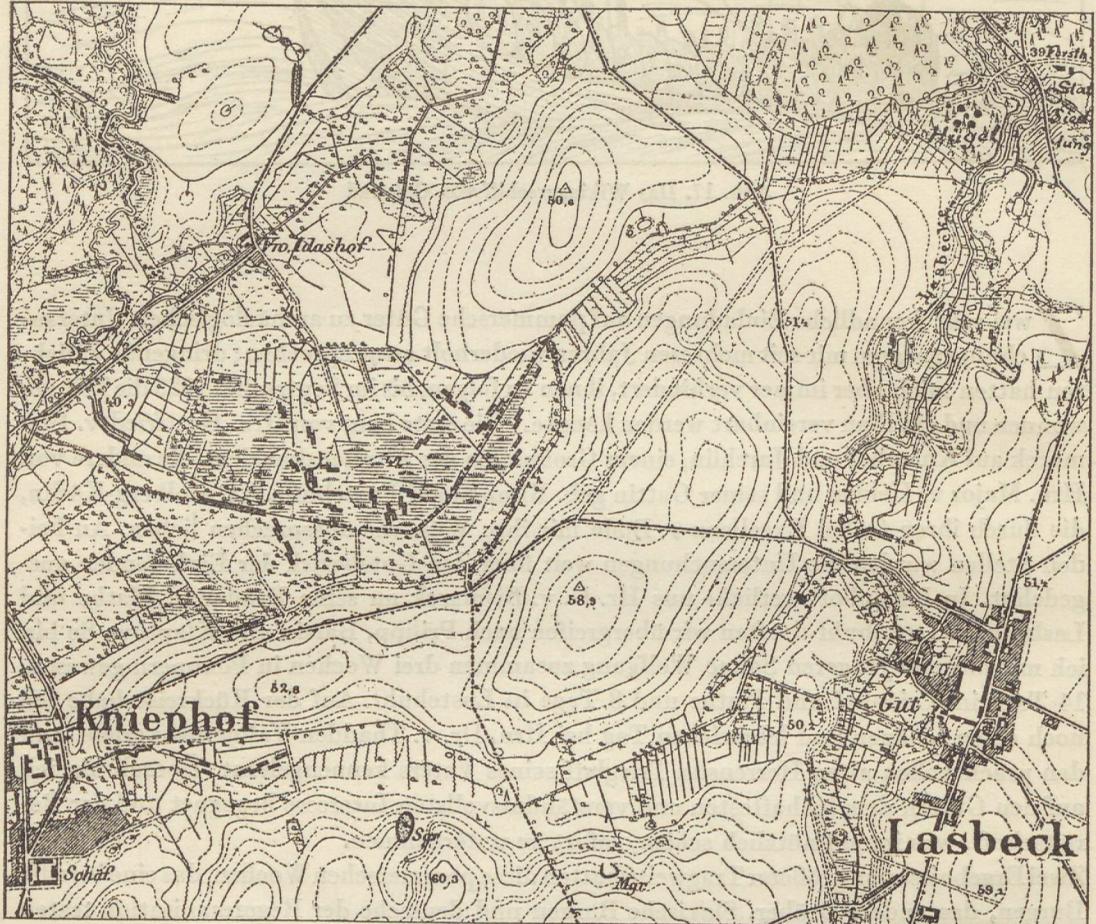


Abb. 18. Oben rechts: Slavische Siedlung mit Hügelgräbern auf dem Gute Lasbeck, Kr. Naugard.
M.-Bl. Gr.-Sabow 1:25 000

waren wir schon bis zur Mitte gekommen, aber nicht die Spur eines Menschenknochens oder einer Gefäßscherbe oder von Holzkohle fand sich. Ein großer Fuchsbau hatte in der Mitte viel zerstört, er war auch von oben her mit zwei trichterförmigen Löchern ausgegraben worden, und irgend jemand wollte wissen, daß eine »Urne«, die früher immer in Kniephof auf dem und dem Schranke gestanden habe, aus diesem Walde stamme und also wohl aus diesem Hügel entnommen sei. Wir gruben noch 6 m über die Mitte hinaus, machten auch einen Querschlag gegen Westen, und als sich immer noch nichts finden wollte, beruhigten wir uns bei der vermeintlichen Kniephofer Urne, die wohl den einzigen Inhalt des Hügels gebildet habe. Wir durchschnitten dann noch den nächstgelegenen flachen Hügel, der noch nie angegraben war; aber auch hier war das Resultat das gleiche: keine

Spur von Menschenknochen oder Beigaben. Man hat früher schon solche leeren Hügel aufgefaßt als hergerichtet für eine Bestattung, aber nicht in Gebrauch genommen. Sollte dieser Fall hier vorliegen oder etwa ein Skelett bis auf den letzten Rest vom Sande verzehrt sein? Es blieb alles in der Schwebe.

Eine kleine Entschädigung wurde uns auf der anderen Seite des Baches, der das Waldstück von einer hohen Ackerfläche, neben der die schöne neue Lasbecker Försterei gebaut ist, trennte (Abb. 18). Ich hatte gleich am Morgen meinen Sohn hinübergeschickt, nachzusehen, ob auf dem frischgepflügten Acker nicht Scherben einer Siedlung sich fänden, denn die Menschen, die diesseits ihre Toten begruben, konnten am ehesten jenseits gewohnt haben. Er kam denn auch alsbald mit vollen Händen und Taschen zurück. Aber die Scherben waren durchaus nicht bronzezeitlich germanisch, wie ich nach den Hügelgräbern erwartet hatte, sondern früh- und spätslavisch und einige sogar deutschmittelalterlich. Wir

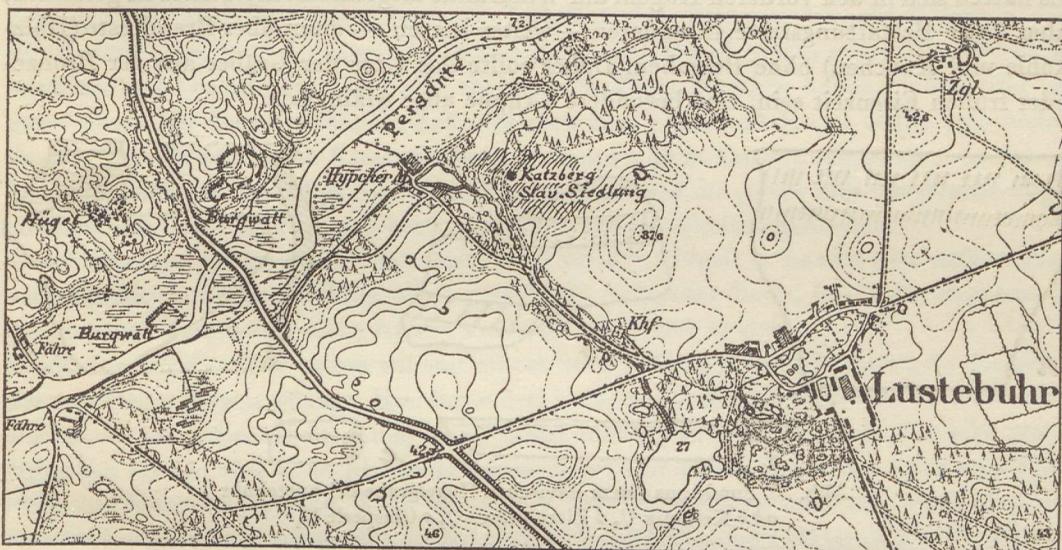


Abb. 19.

Slavische Burgen und Hügelgräber bei Lustebuhr, Kr. Kolberg-Körlin. M.-Bl. Kerstin 1:25 000

sind am Nachmittag dann hinübergegangen auf das Feld und haben noch kurz gegraben. Eine Eisenschmelzhütte tat sich auf mit vielen Schlacken, auch einem großen eisernen Schlüssel und lauter Scherben der grauen hartgebrannten Ware, die die Regermanisationszeit charakterisiert. Die Siedlung hier hatte also durch die slavische Zeit gedauert und noch bis in die neugermanische hineingereicht.

Was hier rätselhaft geblieben war, die Bedeutung der Gräber im Walde, der Zwiespalt zwischen dem linken und dem rechten Bachufer, Bronzezeithügel und spätslavischer Siedlung, sollte sich wenige Tage darauf in Lustebuhr nur in verschärfter Form wiederholen (Abb. 19). Dort lag rechts hoch über der Persante eine mächtige Wallburg von 400 m Dm., die für altgermanisch galt, von ihr nur wenige hundert Meter entfernt an den Fluß vorgeschoben eine kleinere viereckige, die wikingisch sein sollte. Über ihr im Walde ein Hügelgräberfeld, das, der Hauptmasse nach bronzezeitlich, auch eine kleine Gruppe »norisch aus wendischer Zeit«, wie Stubenrauch-Stettin vor 20 Jahren nach flüchtiger Grabung bestimmt hatte, also auf deutsch gesagt »wikingisch« enthalten sollte; schließlich am linken, südlichen Ufer der Persante ein großes Kegelgrab, der Katzberg, $3\frac{1}{2}$ m hoch und

30 m im Dm., von so bronzezeitlichem Ansehen wie nur möglich, aber für das Grab eines Generals Katz aus dem siebenjährigen oder den Freiheitskriegen gehalten.

Wir begannen mit der großen Burg, die an Ort und Stelle nach ihrer Zugehörigkeit »Bartiner Burgwall« heißt, aber in der Literatur gewöhnlich nach dem nächstgelegenen Dorfe Zwilipp genannt wird¹. Schon auf dem Kartoffelfelde, das die Hälfte der Burg ausfüllt, fanden wir lauter slavische Scherben und nachher bei einer Grabung noch viel mehr. Die Burg ist also rein slavisch. Dasselbe Ergebnis hatte die Untersuchung der an den Fluß vorgeschobenen kleinen Burg. Auch sie war slavisch und bildete einen Vorposten der großen, war also offenbar gegen die Wikinger angelegt, nicht von ihnen.

Mit den Hügelgräbern oberhalb dieser kleinen Burg im Walde erging es uns wieder eigen-tümlich. Hr. Lehrer Asmus von Zwilipp, das Muster eines ortskundigen Sammlers und For-schers, war dabei und unterrichtete uns über die früheren Stubenrauchschen Grabungen. Es hatten sich in den vorderen Hügeln am Waldrande altgermanische Scherben gefunden, aber keine Bestattungsreste, in anderen — weiter hinten — dann aber Brandreste (Holz-kohle und Knochen) ohne Beigaben. Daher sollte das Gros der Gräber aus der Bronze- oder frühen Eisenzeit sein, eine besondere Gruppe aber wikingisch.

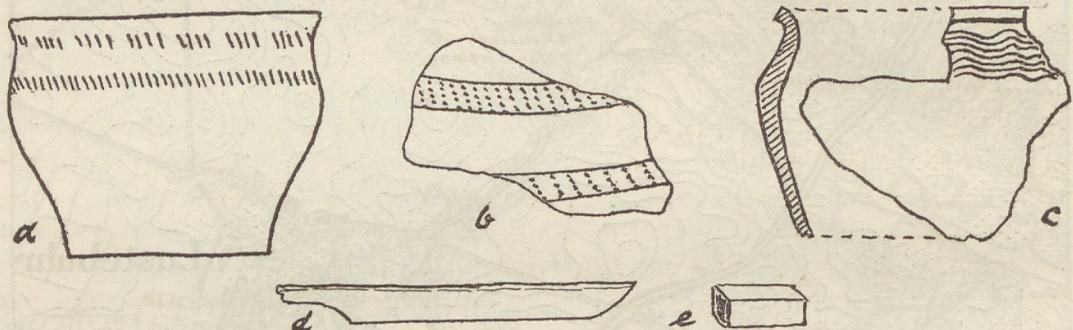


Abb. 20. Funde aus einem slavischen Hügelgrabe bei Lustebuhr
a b c Keramik $\frac{1}{3}$ d Eisenmesser $\frac{1}{2}$ e Glasperle $\frac{1}{1}$

Das Gräberfeld war stattlich; wir zählten über 20 Hügel; sie waren aber durchweg klein, etwa 10 m Dm. bei $\frac{1}{2}$ — 1 m Höhe. Zum Ausgraben wählten wir ein paar im hinteren Teile des Waldes, die unberührt erschienen. Der erste lieferte nichts als eine altgermanische Scherbe der Gesichturnenkeramik, also der frühen Eisenzeit des 7. oder 6. Jahrhun-derts v. Chr. Sie fand sich in halber Hügelhöhe. Sonst war alles reiner gelber Sand bis auf den alten Boden herunter und auch da keine Grube zu erkennen.

In dem zweiten Hügel gleich daneben war es kaum anders. Ganz unten kam die Schmelz-kappe eines menschlichen Backenzahnes. Das deutet auf eine Leiche, die hier bestattet war; von ihr bleibt häufig nichts weiter übrig als solch ein härtester Gebißrest.

Dann kam das dritte Grab, wieder nur ein paar Schritte weiter, und nun klärte sich's. Gleich unter der Oberfläche wurde ein Brandlager angestochen. In feiner Holzkohle la-gen die Scherben von zwei slavischen Bechern, dazu eine gelbe Glasperle, länglich, mit viereckigem Querschnitt, und ein kleines eisernes Messer (Abb. 3). Zur Seite, 1 m entfernt, fand sich zusammengeballt die verbrannte Knochenmasse einer Leiche. Erheblich tiefer, $\frac{3}{4}$ m unter der Hügelkrone, trat auf dem alten Boden eine Herdpackung auf und dazu altgermanische Scherben, teils schwarz, teils gelblich, mit den Resten abgebrochener Hen-kel, Stücken von Schälchen Lausitzer Art. Damit erwies sich, daß auf dieser ganzen Fläche

¹ Behla, Rundwälle im östlichen Deutschland, 1888, 135.

schon eine altgermanische Siedlung bestanden hatte, deren Reste nun von den Grabhügeln zum Teil überdeckt wurden, zum Teil auch bei deren Errichtung mit aufgeworfen waren; daher die germanische Scherbe schon in Hügel 1. Nach solchen Funden in den Hügeln hatte man sich offenbar früher die Meinung gebildet, daß ein Teil der Gräber altgermanisch sei, die andern hatte man für wikingisch gehalten, weil man keine slavischen Hügel mit Brandbestattung kannte, wohl aber wikingische, und zwar mit wenig oder gar keinen Beigaben. Unser Urteil konnte jetzt nur dahin gehen, daß das ganze Gräberfeld slavisch sei.

Wir wandten uns dann dem »Katzberge« hoch am Südufer der Persante zu. Der bot ein saures Stück Arbeit. Hr. v. Helden stellte zwei Tagelöhner zur Verfügung, der Gärtner des Gutes half tüchtig mit und ebenso ein junger Neffe des Hauses, Kurt Wahl, und mein Sohn Wolfgang. So kamen wir in dem leichten Sande des Hügels rasch vorwärts. Der ganze Aufwurf zeigte sich von oben an durchsetzt mit Scherben, und zwar lauter slavischen, zuweilen kam auch eine graue, harte der frühdeutschen Zeit vor. Ich schloß daraus, daß die Bodenfläche, von der man das Material für den Hügel genommen hatte, also wohl seine nächste Umgebung, schon eine slavische Siedlung getragen haben mußte, und begann daraufhin die anstoßenden Äcker abzusuchen. Dicht am Hügel wollte sich nichts finden. Erst als ich meine Kreise weiter zog, in etwa 50 m Entfernung, kamen die Scherben, dieselben wie im Hügel. Bis so weit hatte man also die ganze alte Oberfläche abgestochen, um den Hügel zu errichten, weiterhin war sie erhalten geblieben.

Diese Scherben gaben schon einen Zeitanhalt für den Hügel: er konnte erst aufgeworfen sein, als die slavische Siedlung schon eine Weile bestanden hatte, ja als die Regermanisation schon dämmerte, nicht früher, vielleicht aber noch später.

Nach einer Tagesarbeit waren wir mit einem breiten Graben vom Fuße her in die Mitte des mächtigen Kegels gelangt. Hier lagen drei Findlinge von etwa $\frac{1}{2}$ m Dm. auf dem alten Boden, so, als wenn sie das Ende eines Sarges umhegt hätten. Ein paar deutsche graue Scherben fanden sich noch hier ganz unten, sonst absolut nichts, keine Spur von Knochen und keinerlei Beigabe. Nach der regelrechten Steinlegung muß aber doch eine Bestattung vorhanden gewesen sein. Es hat also der Sand die Leiche vollkommen aufgezehrt. Hügelgräber hat es im deutschen Mittelalter nicht mehr gegeben. Karl der Große hatte schon den Sachsen bei Todesstrafe verboten, ihre Toten ad tumulos paganorum hinauszutragen, statt sie bei der Kirche zu begraben. Es kann also der Katzberg nur als ein spätislavisches Begräbnis betrachtet werden.

Damit ergab sich für Lustebuhr ein ganz einheitlich slavisches Kulturbild: auf der Höhe drüben die große Volksburg, von ihr aus an den Fluß vorgeschoben die kleinere Viereckschanze, und oben im Walde, offenbar zu beiden gehörig, das große Hügelgräberfeld. Diesseits des Flusses sodann eine offene slavische Siedlung und auf ihrer Ecke der Katzberg, wohl als letztes Überbleibsel einer größeren Zahl von Hügelgräbern.

An einem Nachmittag fuhren wir von Lustebuhr auf das Nachbargut Klapow, wo uns die Besitzerin, Frau v. Wedel, zu einer »Schwedenschanze« dicht an der Persante führte. Es war eine hufeisenförmige, den Berg hinaufziehende Anlage von 100 m Dm. Auf beiden Seiten von ihr, einmal in der Ebene nach dem Flusse zu, das andere Mal hoch im Walde, lagen eine ganze Anzahl derselben kleineren und auch größeren Hügel, wie wir sie bei Lustebuhr kennengelernt hatten. Sie gehörten ohne Frage zu der slavischen »Schwedenschanze« und waren also auch wieder slavische Gräber.

Das war die vierte Stelle, an der uns die Erscheinung begegnete: Lasbeck, Bartin, Lustebuhr, Klapow. Ich mußte mir sagen, daß wir offenbar unsere Auffassung von slavischer

Gräbersitte zu revidieren hätten. Wenn sie sich westlich der Oder, im alten Obotriten-, Wilzen- und Sorbenlande, früh schon der christlichen Art der gereihten Gruben in flachem Boden (»Reihengräber«) anschließe, so sei das gewiß unter der ständigen Einwirkung des westlich benachbarten Christentums, das so häufig auch die politische Suprematie geltend machte, geschehen. Pommern aber war nie von den germanischen Machthabern unterworfen worden, um christianisiert zu werden, sondern hatte die neue Religion sich von Polen her vermitteln lassen, das bis kurz vorher selbst im slavischen Heidentum gesteckt hatte. Diese östlichen Gebiete konnten eher die neue Religion mit ihren bisherigen Auffassungen und Sitten in Einklang bringen, brauchten nicht einen so scharfen Bruch zu vollziehen wie die Sachsen gegenüber Karl dem Großen und 100 und 200 Jahre später die Wilzen und Sorben.

Als ich von der Pommerschen Reise wieder nach Hause kam, bin ich diesem Gedanken nachgegangen und habe gesehen, daß in der Tat unsere bisherige Auffassung von slavischer Bestattungsart durch die Funde im westlichen Teil des Gebietes bestimmt war, während sich weiter östlich schon immer Anzeichen für die jetzt gewonnene Erkenntnis bemerkbar machten.

Daß die Körperbestattung in flachem Boden für die Slaven in Deutschland typisch sei, Verbrennung der Leichen bei ihnen ganz selten und wahrscheinlich nur in früher Zeit vorgekommen, ist bei uns immer allgemeine Meinung gewesen.

Rudolph Virchow, der von seiner pommerschen Heimat her sich für diese Dinge besonders interessierte, hat bei jeder Gelegenheit in seiner Anthropologischen Gesellschaft darüber gesprochen und andere veranlaßt aufzuachten¹. 1892 meldet er Skelette mit Schläfenringen, dem echt slavischen Schmuckstück, die bei Kiew in Kurganen gefunden seien (Vhdlg. 24, 1892. 458), und sagt: »Wir kennen aus unseren Gegenden bis jetzt fast gar keine slavischen Hügelgräber.« Ein Skelett in Holzsarg ohne Beigaben in einem Hügel hat nur einmal Schumann (Vhdlg. 24, 1892. 492) gefunden und für slavisch gehalten. Geradezu berühmt geworden sind die ganz seltenen slavischen Brandgräber von Wirschenblatt, Wachlin und Reichersdorf².

Ganz ähnlich steht es in Mecklenburg, nur daß wir hier durch das zusammenfassende Werk von Rob. Beltz³ noch viel ausführlicher unterrichtet werden (S. 375): Brandgräber sind selten, »die Skelette liegen im natürlichen Boden, meist frei im Sande, gelegentlich innerhalb einer kleinen Steinumrahmung, oder es liegt ein größerer Stein über ihnen, meist über dem Kopfe.« »Die Beigaben sind geringfügig.« Nur ein paar Ausnahmen schlagen in unsere neuen Erfahrungen ein (S. 377): »Waren 1899. In einem Hügelgrabe bronzezeitlichen Aussehens nahe der Oberfläche zwei wendische Tongefäße mit Leichenbrand.« Und »Sülten bei Stavenhagen 1904. Zwei flache Hügel, in denen zwischen Steinen Urnen und Tongefäßscherben in großer Menge, zum Teil in Steinen verpackt.«

Den Übergang zu unsrer Feststellung bilden zwei Grabungen, die Prof. Alfred Götze im Auftrage unsrer Vorgeschichtlichen Sammlung gemacht hat, die eine schon 1901 in Hinterpommern, die andere 1918 im Bialowieser Urwalde 200 km östlich von Warschau.

¹ Zeitschr. f. Ethn. Vhdlg. 5, 1873. 161 Reitwein m. Schläfenring (vgl. dazu 24, 1892, 551); ebenda 156 Platkow, Schläfenring; 7, 1875, 85 Seelow; ebenda 116 Werbig; 18, 1886. 596 Haaso Niederlausitz; 21, 1889; 596 Sobrigau Kgr. Sachsen, spätsslav. Topf (dazu 23, 1891. 465); 23, 1891. 349 Blossin Kr. Beeskow-Storkow, 42 Skelette, slav. Scherben; ebenda 419 Gouv. Kiew, Sargnägel, eiserne Messer, silberne Ohrgehänge, Ringe, Schnallen, Schläfenringe, Pferdeskelette, eiserner Helm; 24, 1892. 276 Niemitzsch b. Guben m. Beigefäß.

² Wachlin i. Pomm. Vhdlg. 14, 1882. 398ff. Wirschenblatt Kr. Guben Vhdlg. 17, 1885. 150 u. 383; Reichersdorf b. Guben 22, 1890. 356.

³ Beltz, Die vorgesch. Alt. des Großherz. Mecklenburg-Schwerin, 1910.

1901 entdeckte Götze im Parke des v. Krockowschen Gutes Rowen, Kr. Stolp eine Gruppe von 26 Grabhügeln, von denen er zwei untersuchte¹. »Sie enthielten zu meiner Überraschung«, sagt er, »Überreste slavischen Charakters, so daß hier die für die slavische Zeit Norddeutschlands überaus seltene Form der Bestattung in Hügelgräbern vorliegt.« In dem ersten Hügel fand sich »ziemlich weit oben in der Hügelerde eine Scherbe mit Reifenornament vom Charakter der spätislavischen Keramik. Weiterhin ein Eisenniet. Sonst nichts«. In dem zweiten Hügel: »Auf dem Grunde der Hügelmitte ein gestreckt liegendes Skelett. Vom Gürtel fanden sich geringe Lederreste mit Beschlägen von dünnem Bronzeblech mit getriebenen Ornamenten. Unmittelbar dabei lag ein kleines eisernes Messer«. Götze sagt schließlich: »Ob sämtliche 26 Hügel im Parke von Rowen slavisch sind, erscheint mir sehr zweifelhaft, ich möchte sogar annehmen, daß der größte Teil einer älteren Zeit angehört.« Er wagt also noch nicht, sich zur Annahme einer allgemeinen slavischen Hügelgräbersitte in diesen östlichen Gegenden zu bekehren.

1917 erhielten wir die Nachricht, daß im Bialowieser Forst, wo Hr. Escherich eine vielseitige Tätigkeit entfaltete, eine Menge kleiner Grabhügel anstanden, die nach einigen Probegrabungen eine genauere Untersuchung zu verdienen schienen. Götze versprach sich davon einen Einblick in das frühe Slaventum, vor seiner Ausbreitung gegen Westen über germanisches Gebiet; die Hügel würden wahrscheinlich alte Brandbestattungen enthalten. So ging er für Mai und Juni 1918 hin. Aber die Grabungen zeigten etwas ganz anderes. Die Hügel waren zum großen Teil leer, wo nach Gefäßscherben die Zeit zu bestimmen war, waren sie spätislavisch, Brandbestattung aber wurde überhaupt nur ein einziges Mal beobachtet. Es liegt bisher nur Götzes handschriftlicher Bericht in den Museumsakten vor. Danach ist der Wald weithin durchsetzt mit Hügelgräbern, die oft große Gruppen bilden. Beim Forsthaus Nowi Most, NWlich von Bialowies, liegen z. B. auf 1 qkm 121 Stück. Götze hat in den verschiedensten Teilen des Urwaldes gegraben und im ganzen 32 Hügel geöffnet. Er betont wieder »im Gegensatz zu der in Deutschland üblichen Form des Flachgrabes bestatteten die dortigen Slaven in Hügelgräbern. Dabei wurde, wie die Ausgrabung lehrte, die Leiche auf den ebenen Boden gelegt und der Hügel darüber aufgeschüttet. Nur in einem Fall war vor Aufschüttung des Hügels die Leiche in eine Grube versenkt worden. Die Beigaben sind Halsketten aus Glasperlen, Ohrschmuck in Form von Schläfenringen und von Spiralringen mit Glasperlen, einmal ein Armmring aus Silber und Tongefäße von der spätislavischen Art. Während in Deutschland in diesen Gräbern eiserne Messer häufig vorkommen, wurde hier nicht ein einziges gefunden. Selten fehlt ein größerer Findling, der in geringerer Entfernung vom Skelett in etwas höherem Niveau liegt.« Götze sagt weiter: In mehreren Hügeln des Jagens 214 fand sich keine Spur von Knochen oder Beigaben; nur in dem größten der Gruppe, der 2 m hoch war, im Zentrum ein Stäbchen von weißlicher Masse, vielleicht ein umgewandelter Knochen. Sobald der Hügelsand Mergel enthält, werden die Knochen völlig verzehrt. Zuletzt glückte es bei Gajnowka in ein paar Hügeln Brandknochen zu finden.

Aus diesen umfassenden Untersuchungen im Urwalde erklären sich die verschiedenen Vorkommnisse, die in den wenigen westlichen Beispielen beobachtet sind. Die Slaven haben in dem ganzen Gebiete östlich der Oder bis späthin in Hügeln bestattet, gelegentlich auch immer noch verbrannt. In vielen Fällen haben sie den Toten gar nichts mitgegeben, und der Hügel erscheint dann, wenn die Leiche vergangen ist, vollkommen leer. Zuweilen aber bilden Glasperlen, Silberschmuck, Töpfe und Becher die Ausstattung für das Jenseits.

¹ Nachr. üb. dtsch. Altertumsfunde (Beiblatt z. Zeitschr. f. Ethn.) 1904, 15 »Slavische Hügelgräber bei Rowen, Kr. Stolp«.

In der Ausstattung oder Nichtausstattung liegt nichts Besonderes; das wechselt auch bei anderen Völkern und zu anderen Zeiten, aber das immer noch vorkommende Verbrennen und das völlige Festhalten an dem großen runden Grabhügel zeigt, wie so manches andere, daß die Wurzeln der slavischen Kultur weit unten im südöstlichen Europa, in Südrussland liegen oder noch darüber hinaus im Kaukasus. Dort in den Balkanländern und am Pontus ist der »Kurgan« zu allen Zeiten üblich gewesen. Er enthält alte Hockerbestattungen, skythische Begräbnisse und hellenistische und römische. Und so läßt auch das geläufigste Ornament der slavischen Tongefäße, die berühmte Wellenlinie, sich im Kaukasus und Troja (VI) bis in die Zeit um 1000 v. Chr. und in Rumänien (Craiova) sogar bis in die Steinzeit (2000 v. Chr.) zurückverfolgen.

Die neuesten Untersuchungen, die unsere Beobachtungen von Lustebuhr durchaus bestätigen, hat jetzt G. Bersu in Hinterpommern auf dem Gute Neuhof, Kr. Regenwalde gemacht. In merkwürdiger Weise viereckigen Hügeln fand er meist bestattete und fast ganz vergangene Leichen ohne Beigaben. Nur ein paarmal kamen spätslavische Gefäße vor, eiserne Messer, ein Schläfenring und einmal — ein unerhörter Glücksfall! — ein Topf mit 190 Silbermünzen, Brakteaten, wie Wendenpfennige u. dgl. von Otto d. Gr. bis in die Zeit von 1080¹.

II. WOLLIN

Diese Erkenntnis des durchgehenden slavischen Hügelgrabes östlich der Oder trägt nun eine besondere archäologisch-historische Frucht am Stettiner Haff. An der SO-Spitze der Insel Wollin, bei dem Städtchen gleichen Namens, dem alten Julin, das in den Kriegsfahrten des Königs Waldemar von Dänemark und seines Kanzlers Absalon um 1170 eine große Rolle spielt, liegt auf dem Galgenberge, südlich der Stadt, ein Gräberfeld von über 90 Hügeln, und nördlich der Stadt liegt der Silberberg, so genannt nach vielfachen Silberfunden aus Skelettgräbern. In dieser Gruppe von wichtigen Altertumszeugen hat man schon seit langer Zeit einhellig die berühmte große slavische Handelsstadt, die bei Adam von Bremen (1075) Jumne, bei Helmold, dem Slavenchronisten (1170), Jumneta, in der Sage Vineta heißt, nebst der aus nordischen Quellen bekannten und nicht minder berühmten Jomsburg, der Wikingerfeste, die die übermütigsten Fahrten nach Norwegen und Schweden unternahm, sehen wollen. An der Stelle der heutigen Stadt Wollin sollte Jumne-Vineta gelegen haben, auf dem Silberberge die Jomsburg, und das Hügelgräberfeld auf dem Galgenberge sollte als wikingisches zur Jomsburg gehören².

Daß Jumne und die Jomsburg mit Julin (Wollin) identisch sei, ist eine ganz alte Annahme, die sich schon bei Saxo Grammaticus (um 1200) findet. Die Sage freilich ging ihren eigenen Weg und wollte das untergegangene Vineta an der Nordküste, der freien Seeküste von Usedom sehen (Vineta-Riff bei Koserow). Aber die Wissenschaft wollte meist von der Vineta-Sage überhaupt nichts wissen, betrachtete sie als freie Volksphantasie und fühlte sich vollständig gesichert, als man dem Gräberfeld auf dem Galgenberge das gewichtige wikingische Zeugnis entnahm (s. die Karte Abb. 21).

Nach dem, was wir jetzt mit den Hügeln bei Lasbeck und Lustebuhr, bei Rowen, Bialowies und Neuhof erlebt haben, ist die Erforschungsgeschichte des Wolliner Gräberfeldes sehr interessant. Die Hügel sind so wenig auffallend, daß, als Virchow 1871 an die Stelle kam

¹ Prähist. Ztschr. XVI. 1925. S. 64—76.

² Den Niederschlag dieser allgemeinen Auffassung bietet die neue große Geschichte Dänemarks von Stens-trup, Kopenhg. 1907. Bd. I S. 323.

und ausrief: »das sieht ja aus wie ein großes Gräberfeld«, man ihm nicht glauben wollte. Er hat dann sofort eine Grabung veranstaltet und berichtet darüber: »Merkwürdigerweise zeigten diese Hügel eine ganz ungewöhnliche Einrichtung. Es waren flachrunde Erdhügel von 6—10 Fuß Durchmesser und $2\frac{1}{2}$ —3 Fuß Höhe. Wenn man einen Einschnitt hineinmachte, so kam man ziemlich genau in der Mitte, und zwar ziemlich beträchtlich oberhalb des natürlichen Erdbodens, in einer Tiefe von 1— $1\frac{1}{2}$ Fuß auf einen Haufen gebrannter und zerschlagener Menschenknochen, so wie man sie sonst in Urnen findet. Aber es zeigte sich absolut keine Spur von Urnen, auch kein Scherben, so wenig als irgendein größerer Stein. Wir haben mehrere dieser Grabhügel an voneinander entfernten Stel-



Abb. 21. Karte von Usedom und Wollin, etwa 1:500 000. ● = slav. Burgwall

len untersucht, aber immer nur dasselbe Verhältnis gefunden: den Knochenhaufen in ziemlich trockenem Sandboden ohne irgend erhebliche Spuren von Kohle. An einigen Stellen stießen wir auf Überreste von geschmolzener Bronze, so daß über die Zeit kein Zweifel bleiben konnte. Aber alle Versuche, weiter gegen die Tiefe auf anderweitige Dinge zu kommen, blieben fruchtlos.« Virchow schloß: »Wenn es an sich wahrscheinlich ist, daß der Galgenberg zu sehr verschiedenen Zeiten bewohnt war, so muß wohl die Entscheidung darüber, welcher Zeit das Gräberfeld angehört, noch offen bleiben.«

Nachher haben von 1890 bis 1893 die Stettiner Herren Lemcke, Walter und Stubenrauch verschiedentlich kurze Grabungen auf dem Galgenberge gemacht, wobei gelegentlich die Berliner U. John und O. Olshausen, von Misdroy herüberkommend, zusahen. Dabei fand Walter 1891 in mehreren Hügeln verstreute steinzeitliche Scherben sowie Bruchstücke von Steinwerkzeugen und glaubte daraufhin, die Mitte des Gräberfeldes (Grab 67. 69. 70. 71) gehöre der Steinzeit an, die anschließenden Virchowschen Hügel (53. 54. 57. 59. 85) der

Bronzezeit, die Abhänge aber im Norden, Süden und Westen seien slavisch, denn gerade im Westen am Rande einer Kiesgrube, hatte er selbst Skelettreste sowie Brandgräber gefunden mit den schönsten spätislavischen Gefäßen (Abb. 22). Auch Lemcke hatte schon 1890 (Hügel 55) frühe Streuscherben beobachtet und im Juni 1892 (Hügel 51) einen ausgesprochenen Steinzeitfund gemacht, im Juli 1892 dagegen in der Mitte des Gräberfeldes ganz nah bei den Walterschen Hügeln in Hügel 3 einen leidlich erhaltenen Holzsarg, mit eisernen Nägeln zusammengefügt, darin ein eisernes Messer mit silberumwickeltem Griff und in Hügel 5 ein »wendisches eisernes Messerchen« gefunden. Der kluge Otto Olshausen, der 1890 einer Lemckeschen Untersuchung beigewohnt hatte, kritisierte in seiner großen Behandlung der Frage, wie weit in der Steinzeit schon Leichenverbrennung anzunehmen



Abb. 22. Spätslavische Tongefäße vom Galgenberge bei Wollin. Nach Zeitschr. f. Ethn. 1901, 714

sei, die Waltersche Grabung, indem er sagte, nach seinen Beobachtungen von 1890 seien die Bruchstücke von früheren Gefäßen und Werkzeugen gar nicht als »Beigaben« der Hügelgräber zu betrachten, sondern sie seien nur zufällig beim Aufschütten der Hügel dahin gelangt. Also ganz dasselbe, was wir letzten Herbst im Walde bei Lustebuhr beobachteten.

Diese Olshausensche Auffassung hat sich nachher bewährt. 1893 haben Lemcke und Stubenrauch die Gräber 7—11 geöffnet und sind für das ganze Hügelfeld zu der Entscheidung gekommen, daß es einheitlich »in die wendische Kulturperiode falle«. »Alle Überreste älterer Kultur mußten sich schon im Erdreich des Galgenberges befunden haben, als die Hügelgräber angelegt wurden¹.«

»Diese grundlegende Anschauung«, sagt Stubenrauch, »hatte ich von dem Wolliner Gräberfelde, als mir im Mai 1897 die Aufgabe gestellt wurde, die Umgegend Wollins und be-

¹ Balt. Stud. N. F. II 1898, 97 (Stubenrauch).

sonders das Gräberfeld auf dem Galgenberge weiter zu untersuchen.« Es hatte nämlich damals ein in Königsberg lebender wohlhabender Stettiner im begeisterten Streben, ein schönes Kapitel der Geschichte seiner alten Heimat aufgeklärt zu sehen, dem Pommerschen Geschichtsverein eine Summe ausgesetzt zur Förderung der Vinetafrage. Der pommersche Verein kam in Verlegenheit. Er wußte für die allgemeine Frage, wo die sagenhafte große Königin der Ostsee gelegen habe, nichts Neues beizubringen, sondern hielt sich in dieser Beziehung an die Auffassung der letzten etwa 100 Jahre, daß Jumne-Jumeta-Vineta mit der Jomsburg zusammen dem heutigen Wollin entsprechen, und schlug vor, zum Beweise dessen das große Gräberfeld auf dem Galgenberge vollständig auszugraben.

Der Beweis war so gedacht: es wird schon lange angenommen, daß die heutige Stadt Wollin das slavische alte Jumne-Vineta gewesen ist, und daß die wikingische Jomsburg nördlich davon auf dem Siberberge gelegen hat (Friedel 1883¹). Wenn sich davon bei einer erschöpfenden Untersuchung das Galgengräberfeld etwa auch als wikingisch und damit zur Jomsburg gehörig herausstellen sollte, so hätte man die Wikinger, die bei uns archäologisch so seltenen Vögel, in diesem Netze gefangen, und das Ganze wäre als Vineta erwiesen.

Auch in dieser Zurechtlegung spielte wieder ein Hinweis von Otto Olshausen eine Rolle. Lemcke sagt im Bericht über seine Grabungen von 1892²: »Als ich vor einigen Jahren (1890) mit dem Dr. O. Olshausen dem Gräberfelde einen kurzen Besuch machte, frapierte mich die Äußerung desselben, daß er eine auffallende Ähnlichkeit in der Anlage und dem Aussehen des Grabfeldes mit den von ihm (auf Amrum) untersuchten Wikingergräbern fand, mein Wunsch war daher namentlich auch darauf gerichtet, festzustellen, ob der Inhalt der Gräber diese äußere Übereinstimmung bestätige.« Diese Spur hat Stubenrauch 1897 aufgenommen und eifrig, ja man kann sagen blindlings verfolgt, denn er kommt, trotzdem er in den 81 Hügelgräbern immer und immer wieder wendische Sachen findet, und trotzdem er diese auch alle selbst nur als wendisch anerkennen kann, doch zu dem Ergebnis, daß das ganze Gräberfeld wikingisch sei. Warum? Aus dem Hauptgrunde, weil man den Slaven Hügelgräber nicht zutraute und, um doch irgendwo zu landen, sich dann durch ein winziges Windchen an den wikingischen Strand treiben ließ.

Stubenrauch gibt in seinem Bericht die Fundliste der sämtlichen Galgenberghügel. Manche von ihnen waren »leer«; d. h., wie wir heute sagen können, sie hatten Körperbestattungen enthalten, die ganz vergangen waren, und denen man auch keinerlei Schmuck oder Waffen mitgegeben hatte. Aber diese Hügel waren weitaus in der Minderzahl, es sind ihrer nur sieben sichere (6. 23. 26. 29. 36. 41. 44)³, also etwa der zehnte Teil von allen. Alle andern Hügel enthielten Brandbestattungen. Zuweilen waren die verbrannten Knochen in eine Urne getan — einen schlanken Topf wie die aus den Walterschen Gräbern oben abgebildeten —, zumeist aber waren sie offenbar nur in einem Leinen- oder Lederbeutel beigesetzt und fanden sich jetzt als eine kuchenförmige Masse nicht weit unter der Oberfläche des Hügels. So heißt es von Grab 13: »im Mittelpunkte, 40 cm unter der Erdoberfläche, eine 20 cm starke Schicht von zerkleinerten und gebrannten Knochen, welche sich auf eine Fläche von $\frac{1}{2}$ qm ausbreitete«; von Grab 14: »am NWlichen Rande, unmittelbar unter der Grasnarbe, war im bloßen Kies die Leichenbrandmasse beigesetzt;

¹ Zeitschr. f. Ethn. Verhdlg. S. 111—115.

² Balt. Stud. 1898, 92.

³ Möglicherweise kann unter den Gräbern 19. 20. 21. 25. 45, die von unbekannter Hand ohne Aufsicht geöffnet sind (Balt. Stud. 1898, S. 98), noch ein »leeres Grab« gewesen sein.

sie war in einer Menge von etwa 3 l vorhanden». Grab 34: »unmittelbar unter der Kuppe, teilweise noch an den Wurzeln der Grasnarbe haftend, eine Bestattung in Form eines Knochenkonglomerats in bloßer Erde«. Und ähnlich so von 37. 38. 40 und anderen. Die Beigaben waren auch in diesen Brandhügeln spärlich, sie bestanden fast nur in wendischem Tongeschirr. Aber dieses wird alle Augenblicke erwähnt. So in Grab 12 »das Randstück eines wendischen Gefäßes«, in 15 »ornamentierte wendische Scherben«, 17: »eine Scherbe mit Wellenornament«, 27: »zwei wendische Scherben von verschiedenen Gefä-

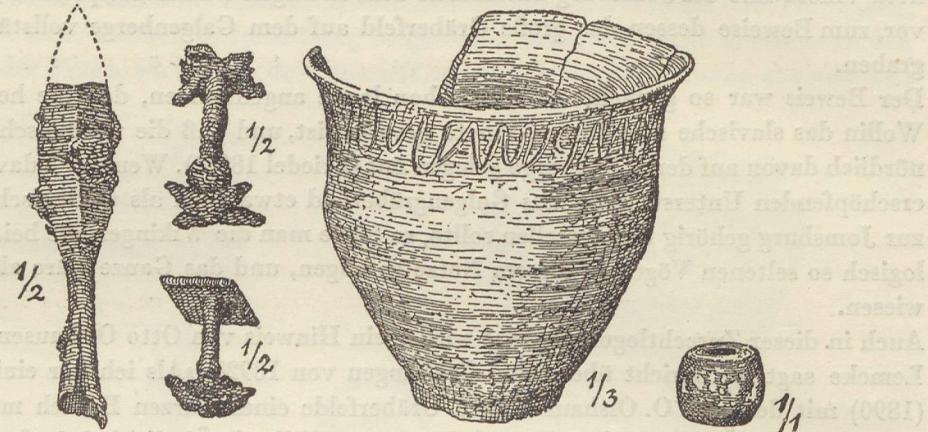


Abb. 23. Funde aus Grab 81 bei Wollin. Nach Balt. Stud. 1898, 119

ßen« usw. in 33. 37. 39. 49. 52. 58. 61. 74. 75. 77. 81. In Hügel 81, dem größten von allen ($2\frac{1}{2}$ m hoch, 20 m Dm.), fand St. die beifolgend abgebildeten Stücke (Abb. 23), eine flache eiserne Pfeilspitze, ein paar Sargnägel, einen ganzen Topf (frühslavisch) und eine schöne bunte Glasperle, blau mit gelben und ziegelroten Einschmelzungen. Außer den kleinen Bruchstücken früherer Zeiten¹, die Stubenrauch mit Olshausen schon dem alten Erdreich, aus dem die Hügel aufgeworfen wurden, zuwies, kommt immer nur wendische Keramik



Abb. 24. Spielsteine aus Knochen vom Galgenberge, 1/1, Nach Balt. Stud. 1898, 114

vor. Man wundert sich, wie es möglich war, diese Gräber für etwas anderes als wendisch zu halten. Aber wieder und wieder tritt der Geist Olshausens auf, erst als Führer und noch einmal als Führer und schließlich als Verführer.

Olshausen hatte durch eine glückliche Erklärung die frühen Scherben und Steinbruchstücke in den Hügeln als nicht mitbestimmend ausgeschaltet. Seine Erklärung hatte sich bewährt. Nun wurde er auch befragt über merkwürdige halbkuglige Knochenstücke aus Grab 81, die in Stettin Prähistoriker und Mediziner nicht zu deuten wußten (Abb. 24). Auch hier traf Olshausen das Richtige: Spielsteine mit einem Loch zum Aufstecken an der unteren Fläche, wie die Schiffer sie benutzen; dieselben Stücke sind in Norwegen, Schweden, Dänemark gefunden, gelegentlich auch auf der deutschen Insel Föhr². Aber diesen Zusammenhang mit Skandinavien benutzte Olshausen nun, um seinen ersten Ein-

¹ Zeitschr. f. Ethn. 1891, Verh. S. 710.

² Präh. Zeitschr. 5, 470 Abb. 6 (W. Behn).

druck von 1890 zu unterstreichen, daß nämlich das ganze Gräberfeld auf dem Galgenberge wikingisch sei.

Olshausen war einer der wenigen in Deutschland, der Wikingergräber aus eigener Erfahrung kannte. Er hatte 1880 auf Amrum ein solches Gräberfeld von über 80 flachen Hügeln entdeckt und 1880 und 1883 etwa ein Drittel davon ausgegraben; das übrige hatten zwischendurch ein paar andere Forscher (Müller und Bonken 1882, Christiansen 1883) erledigt. Über seine und ihre Ergebnisse hat Olshausen erst 1920 einen vollständigen Bericht erstattet¹.

Der Vergleich dieser beiden gleich großen Gräberfelder auf Amrum und bei Wollin ist nun angesichts der wichtigen historischen Frage, die sich an letzteren Ort knüpft, im höchsten Grade interessant. Die Hügel stimmen in der äußerlichen Form und in der durchgehenden Brandbestattung in der Tat überein, aber in den Beigaben unterscheiden sie sich sehr wesentlich, allein schon in der Masse: auf dem Galgenberge waren sieben Hügel leer, und die übrigen enthielten zusammen kaum ein Dutzend Tongefäße und dazu an Eisensachen 3 kleine Messer (Grab 3, 5, 49), eine Pfeilspitze und einige Sargnägel. Die Amrumer Hügel lieferten 39 Urnen, 36 Messer, keine Speerspitze, aber eine Menge anderer Geräts, von dem auf dem Galgenberge nichts vorhanden ist, nämlich 12 Schwerter, 3 Schildbuckel, 2 Steigbügel, 1 Pfeilspitze (slavisch), 12 Eimer, 6 Knochenkämme, 7 Schildkrotfibeln und 2 andere Fibeln, 2 Schnallen und 1 Gürtelzunge, 14 Glasperlen, 1 silbernes Armband und 1 Strickhalsband. Zeigt schon diese reiche Ausstattung ein ganz anderes Kulturbild, so gibt den Ausschlag die ganz andere Formenwelt der Amrumer Beigaben. Die wikingischen Tongefäße setzen die Tradition der germanischen aus der römischen Kaiserzeit fort. Es sind bauchig geglättete Töpfe mit einem Strickwulst um den Hals und flach eingetieften Reifen oder Sparrenmustern auf der Schulter, zuweilen auch tiefe kuglige Becher ohne Randfläche wie die fränkischen des 9. und 10. Jahrhunderts. Auch die kleinen wikingischen Messer haben ihre besondere Form: eine gerade Schneide und gebogenen, sehr dicken Rücken mit scharfem Absatz nach hinten, während beim slavischen Messer gewöhnlich die Schneide an der Spitze aufbietet (s. oben Abb. 20d).

Von den vielen bezeichnend wikingischen Stücken, die Amrum bietet, hat sich auch nicht ein einziges auf dem Galgenberge gefunden. Das Grabfeld hier kann also nicht wikingisch sein. Die halbkuglichen Brettsteine allein können es nicht zu einem solchen stempeln. Solche kleinen Stücke einer feineren Kultur gehen zu jeder Zeit bei benachbarten Völkern hin und her: dieselben silbernen Hals- und Armbänder finden sich bei Slaven und Wikingern, dieselben kleinen Wagschalen mit bronzenen harzkäseförmigen Gewichten, dieselben tauschierten Lanzenspitzen, alles Dinge, die vielleicht weder von dem einen noch von dem andern Volke hergestellt sind, sondern im Handel erworben wurden. Mit einem wikingischen Gräberfelde bei Wollin ist es also nichts, die Hügel auf dem Galgenberge sind ausgesprochen wendisch wie die vielen ihresgleichen in Hinterpommern. Damit fällt aber die archäologische Begründung für die Jomsburg bei Wollin, und die Frage, wo sie in Wirklichkeit gelegen hat, wird wieder frei.

III. JUMNE

Daß die Jomsburg ebenso wie das Jumne Adams von Bremen identisch sei mit dem alten Julin (Wollin) hat schon Saxo Grammaticus (um 1200) geglaubt. Julinum ist, als Otto von Bamberg seine Mission betreibt (1123/24 und 1128), nach Stettin die wichtigste Stadt

¹ Olshausen, Amrum, Ergänzungsband zu Jahrgang 1915–1918 der Prähist. Zeitschr. Berlin 1920, S. 220 bis 280 und Fundtabelle am Schluß.

Pommerns und eine streng am Heidentum festhaltende; Otto hat hier beinahe das Martyrium erlitten. Und in den Kriegen Waldemars von Dänemark (um 1170) ist sie wiederholt das Hauptziel der Angriffe. Aber vor diesem 12. Jahrhundert muß man Saxo auf die Finger passen. Was er da von Julinum berichtet, sagen die früheren Quellen von Jumne oder von der Jomsburg aus, und wir haben keine Ursache, ihnen zu mißtrauen. Der Name Jomsburg kommt nur in den nordischen Quellen vor, in den verschiedenen Sagas (Heimskringla, Knytlinga, Jomsvikinga) bei Sven Agesen usw., und es wird klar, daß das Land oder der Gau Jom oder Joma dem Namen zugrunde liegt. Da das o isländisch u gesprochen wird, so erklären sich die Formen Jumne und Hyumsburg.

In den deutschen Quellen wird von einer Jomsburg nie gesprochen. Adam von Bremen kennt nur Jumne, und bei Helmold heißt dasselbe Jumneta (Vineta). Es ist aber klar, besonders durch die isländische Vokalverdunkelung, daß Joma-Jomsburg und Jumne-Jumneta zusammengehören. Man hat sie denn auch fast immer als dicht benachbart angenommen, wobei Jumne die große slavische Handelsstadt sein sollte und die Jomsburg die wikingische Zwingburg, die ihre Hand auf das Land gelegt hatte.

An welcher Stelle der pommerschen Küste man sich diese wichtige Genossenschaft zu denken habe, dafür bieten die Nachrichten über die Jomsburg eigentlich gar keinen Anhalt. Nur ihre öftere Bezeichnung als »Seeburg«, die raschen Fahrten auf die See hinaus und zurück, die allgemeine Erwägung, daß die Wikinger nicht im Haff ihre wichtigste Station angelegt haben werden, wo sie an den langen Ausflüssen leicht abgesperrt werden konnten, mahnen entschieden zu einer Ansetzung an der offenen Küste. Weit über Erwarten klaren Bescheid bekommen wir aber über die Lage von Jumne bei Adam von Bremen —, über Erwarten, wenn man herkommt von der zaghafte Behandlung, die diese Frage bisher in der Wissenschaft gefunden hat. Adam spricht bei den verschiedensten Gelegenheiten von Jumne, und seine Äußerungen geben zusammen ein volles Bild. Er sagt:

Erstens: II 22, die große, reiche und vielvolkige slavische Handelsstadt Jumne liege an der Mündung der Oder, da, wo sie in die »Scythicas paludes« (Ostsee) ausfließe, und sie habe drei Gestade, ein weißes, ein grünes und ein ewig stürmendes.

Zweitens: sagt er II 22, wo die Oder bei Jumne ausfließe, scheide sie die Pommern von den Wilzen.

Drittens: Schol. 121 (117), die Insel Rügen liege nahe bei der Stadt Jumne.

Viertens: II 22, von Jumne gelange man in kurzer Ruderfahrt nach Demmin.

Die erste Stelle ist die berühmte begeisterte Beschreibung Jumnes¹:

»Östlich von den Lutizen, die auch Wilzen genannt werden, fließt die Oder, der Hauptstrom des Slavenlandes. An ihrer Mündung, wo sie sich ins skythische Sumpfmeer ergießt, bietet die prächtige Stadt Jumne den Barbaren (Nordländern) und Griechen (Griechisch-katholischen, Russen) eine berühmte Heimstatt. Zum Ruhme dieser Stadt werden so

¹ Ad. II 22. Ultra Leuticos qui alio nomine Wilzi dicuntur, Oddara flumen occurrit, ditissimus amnis Sclavoniae regionis. In cuius ostio qua Scythicas alluit paludes, nobilissima civitas Jumne celeberrimam praefat stationem Barbaris et Grecis qui sunt in circuitu. De cuius preconio urbis, quia magna quaedam et vix credibilia recitantur, volupe arbitror pauca inferere digna relatu. Est sane maxima omnium quas Europa claudit civitatum, quam incolunt Sclavi cum aliis gentibus, Grecis et Barbaris; nam et advenae Saxones parem cohabitandi legem acceperunt, si tamen christianitatis titulum ibi morantes non publicaverint. Omnes enim adhuc paganis ritibus oberrant, ceterum moribus et hospitalitate nulla gens honestior aut benignior poterit inveniri. Urbs illa mercibus omnium septentrionalium nationum locuples, nihil non habet iocundi aut rari. Ibi est olla Vulcani, quod incolae Graecum ignem vocant, de quo etiam meminit Solinus. Ibi cernitur Neptunus triplicis naturae: tribus enim fretis alluit illa insula, quorum aiunt unum esse viridissimae speciei, alterum subalbidae, tertium motu furibundo perpetuis saevit tempestatibus. Ab illa civitate brevi remigio traicitur hinc ad Dyminem urbem quae sita est in hostio Peanis fluvii, ubi et Runi habitant.

große und kaum glaubliche Dinge berichtet, daß ich darüber gern einiges mitteile. Es ist entschieden die größte Stadt, die es in Europa gibt. Die Bewohner sind Slaven und andere Völker: Griechen und Barbaren. Auch die sächsischen Zuwanderer haben gleiches Wohnrecht, sofern sie ihr Christentum bei ihrem Aufenthalt nicht zur Schau tragen. Denn alle befinden sich noch in dem heidnischen Irrglauben. Aber in Sitte und Gastfreundschaft gibt es kein ehrlicheres und gütigeres Volk. Die Stadt strotzt von Waren aller nordischen Nationen, und nichts geht ihr ab von Annehmlichkeit und Seltenheit. Dort ist der Vulkanstopf (Leuchtfeuer?), was die Einwohner »griechisches Feuer« nennen, wovon auch Solinus spricht. Das Meer erscheint dort in dreifacher Gestalt, denn die Insel (Halbinsel) hat drei Gestade, das eine soll ganz grün sein, das andere weißlich, das dritte liegt unter tobenden Fluten bei ständigem Sturme. Von dieser Stadt gelangt man in kurzer Ruderfahrt nach Demmin, das an der Mündung der Peene liegt, wo auch die Rügener wohnen. Die »Scythicae paludes« erinnern schon an die bald nachher (Helmold 1170) aufkommende Bezeichnung der Ostsee als des »Balthicum pelagus«, denn balta heißt slavisch »Sumpf« — vgl. die Balta-Inseln in der unteren Donau bei Cernavoda —, mit dem lateinischen baltum, »Gürtel«, wird der Name nichts zu tun haben.

Die »größte Stadt Europas« ist natürlich eine starke Übertreibung, aber bezeichnend für den Ruf dieser Königin des Nordens. Bezeichnend ist auch, daß Adam als Hauptbewohner die Slaven nennt, neben ihnen Nordländer (Wikinger) und Russen und erst an letzter Stelle und in ihrem Auftreten beschränkt die »Sachsen« (Deutschen).

Die »Olla Vulcani«, die sonst immer einen Vulkan bedeutet, sowie die »drei Gestade der Insel« hatten L. Giesebricht auf den Gedanken geführt, daß dem Adam hier in seiner Kartothek ein Zettel an die unrechte Stelle geraten sei, daß er den Hekla auf Island und die dortigen verschiedenen Küsten meine. Aber die Erläuterung »griechisches Feuer« und der Hinweis auf Solinus zeigt, daß es sich um ein künstliches Feuer, also ein Leuchtfeuer handelt¹.

Für unsren Zweck am wichtigsten ist die Bemerkung Adams, Jumne liege da, wo die Oder das offene Meer erreicht, und diese Angabe wirkt zusammen mit den weiteren, die Oder scheide bei Jumne die Pommern von den Wilzen², die Insel Rügen liege hier nahe³, und in kurzer Ruderfahrt gelange man von Jumne nach Demmin⁴.

Die Ausflüsse aus dem Haff ins Meer heißen heute Peene, Swine, Dievenow. Welchen von ihnen hat Adam als den eigentlichen Oderarm betrachtet? (S. Abb. 21.)

In Saxos Schilderungen der Kriegszüge Waldemars treten sie alle drei in die Erscheinung, so daß man ihren damaligen Zustand deutlich erkennt. Der westliche Ausfluß bei Wolgast heißt auch damals schon Peene, der mittlere Swine, der östliche tritt so sehr zurück, daß Saxo seinen Namen gar nicht kennt oder wenigstens nicht nennt. Waldemar hat einmal die Idee, um raschestens nach Julin zu kommen, diesen östlichen Arm, die Dievenow, hin-aufzufahren⁵. Das Wasser ist aber so seicht, daß er in große Schwierigkeiten gerät und nur die letzte Energie Absalons die Flotte vorm Steckenbleiben und Vernichtetwerden rettet.

¹ Kohlmann, Adam von Bremen 1908, 26.

² Adam II 22. Oddara vergens in boream transit per medios Winulorum populos, donec pertranseat usque ad Ium nem ubi Pomeranos dividit a Wilzis.

³ Schol. 121 (117) Reune insula est Runorum, vicina Jumne civitati.

⁴ S. vorige Seite Anm. 1 am Schluß.

⁵ Saxo p. 859 (M. G. XXIX 133, 30) Nam cum Pomeranorum lacus tribus ostiis in fretum decurvat, duobus Penensi videlicet et Zwynensi, longinquitatis taedio fastiditis, propinquam Caminenensis exitus brevitatem adire placuit. Quem Gero quidam, regionis eius locorum peritus, adeo vadofum incertaeque profunditatis afferuit, ut eum aeftus dumtaxat regreſſu suo meabilem faciat.

Im Jahre 1182 gehen die Slaven mit dem Gedanken um, die Peene bei Wolgast und die Swine durch Seekastelle zu sperren, um so ihr Land unbezwingbar zu machen¹. Der Dievenow-Arm zählt also für die Gefahr gar nicht mit.

Auch der mittlere Arm, die Swine, ist damals unbeliebt wegen seiner starken Schlingen; ihn hat erst der Kanaldurchstich von 1831 zum Hauptschiffsweg gemacht. Die gewöhnliche Fahrt geht durch die Peene. 1164 fährt Waldemar, um sich mit dem verbündeten Heinrich dem Löwen, der zu Lande gegen die Oder herankommt, rasch zu vereinigen, von Rügen her die Peene hinauf². Ein andermal aber muß Waldemar auf diesen erwünschten Weg verzichten, weil die Wolgaster ihn gesperrt haben; er fährt deshalb die Swine hinauf, aber für die Rückfahrt hält er doch darauf, sich »den kürzeren Weg« wieder freizumachen³.

Die Peenemündung ist also ohne Zweifel der Hauptausfluß und der beste Schiffsweg aus dem Haff. Noch auf dem Merianschen Stadtbilde von Wolgast (1652) wird auch das dortige Wasser einfach der »Oderfluß« genannt.

Nun sagt Adam von der Oder einmal (II 22), daß sie *ultra Leuticos qui alio nomine Wilzi dicuntur* fließe, und zum andern, daß sie in ihrem Endlaufe bei Jumne die Pommern von den Wilzen scheide⁴. Er kann auch hier nur den westlichen Oderarm, die Peenemündung, im Auge gehabt haben, denn nirgends zeigt sich in den alten Quellen eine Andeutung, daß Usedom und etwa auch Wollin zum Wilzenlande gehört hätte und nicht zu Pommern. Adam selbst verdanken wir die besten Nachrichten über das Wilzenland. Er sagt, daß die Leutizen oder Wilzen aus vier Völkerschaften bestehen, den Chizzinern und Circipanern nördlich der Peene und den Tolosanten und Redariern südlich der Peene. Er nennt auch weiter südlich eine Menge kleinerer Völkerschaften: die Havelländer (Heveldi), die an der Dosse (Doxani), die Leubuzzi, unbestimmt wo⁵, die im Belliner Lande (Wilini) und die Stoderani an der Havel. Auch im Meere gehören die Inseln Fehmarn (Fembre) und Rügen (Reune) zum westlichen Slavenlande (IV 18a), nirgend ist aber die Rede davon, daß etwa auch Usedom und Wollin dahin zu beziehen seien.

Adam hat also entschieden den westlichen Haffausfluß als die eigentliche Odermündung betrachtet. Aber daß er darum den Namen Peene für diesen Arm noch nicht gekannt habe, wird man nicht glauben dürfen. Denn während er die Peene sonst nur als Grenzfluß zwischen Chizzinern-Circipanern auf der einen und Tolosanern-Redariern auf der andern Seite nennt und zugleich als Grenze zwischen der Hamburgischen und Magdeburgischen Parochie, spricht er einmal (II 17) von der Peene . . qui currit in mare Barbarum, und das ist, nach seiner Gewohnheit mit barbari die Nordländer, nicht die Slaven zu bezeichnen, die Ostsee, nicht das Haff. Damit erscheint dann andererseits seine Bemerkung, daß Demmin an der Mündung der Peene liege, da wo schon Rügen beginnt, als ein Irrtum. Das Jumne Adams von Bremen an der Mündung der Oder in die Ostsee, dreiseitig von verschiedenen Wässern bespült, muß also auf der alten, heute untergegangenen Nordwest-

¹ Saxo p. 953. *Interea Sclavi . . . inexpugnabiles fe fore rati, si Penus amnis Wologasto oppido, Zwyna maritimorum praefidiorum obstaculis clauderentur . . .*

² Saxo p. 795. *Deinde ne Henrico tardius occurreret eumque promisso frauderet, ad Penum fluvium occissime navigationis cursum direxit.*

³ Saxo p. 891f. *Hiis obftaculis rex optato acceſſu prohibitus, classem poſtera adverſum Sclavos expeditione promotam Zwinensibus oſtiis infcrit. — Cui poſtmodum compendiariae navigationis reditum circumſpicienti in commune proviſum eſt propinque fluminis abſtrusos referare ſeceffus.*

⁴ II 22 *Oddara vergens in boream transit per medios Winulorum populos, donec pertranseat usque ad Iumnum ubi Pomeranos dividit a Wilzis.*

Auch Schol. 14 (15) *Trans Oddaram fluvium primi habitant Pomerani, deinde Polani etc.*

⁵ Schmeidler schreibt mir (14. 10. 1923), daß er sie heute nicht mehr mit dem weit abliegenden Liubusua zusammenbringen möchte, sondern eher mit Lübz und Lübzin bei Parchim.

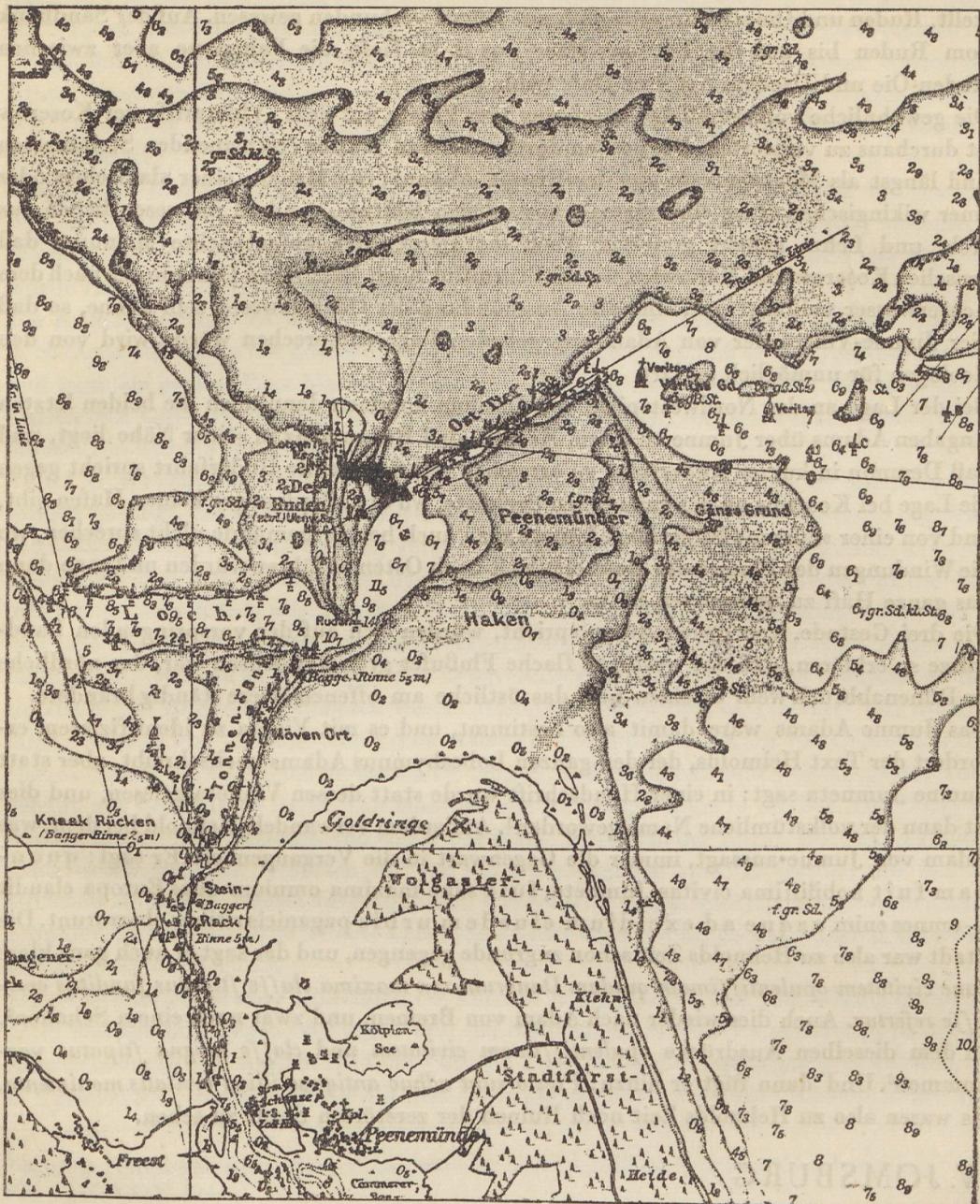


Abb. 25. Deutsche Admiraliäts-Seekarte, Gegend um den Ruden. 1:80 000

spitze von Usedom auf dem »Peenemünder Haken« gelegen haben. Es ist das entschiedene Verdienst von Hrn. J. F. Leutz-Spittha, diese Lösung der Vinetafrage nach Adams Nachrichten in den letzten Jahren uns vor Augen geführt zu haben¹. Die Wasserverhältnisse nördlich Usedom lassen erkennen, daß der Oderfluß zwischen Usedom und dem gegen Rügen vorgelagerten Inselchen Ruden scharf östlich gewendet hinausgeht. Vom Ruden zieht sich östlich bis zur Greifswalder Oie eine Sandbank, die das alte linke Oderufer dar-

¹ Mannus VIII (1917) 270—279.

stellt. Ruden und Oie sind ursprünglich mit Rügen verbunden gewesen. Auf der Sandbank vom Ruden bis zur Oie hat das Meer nur 2 m Tiefe, die Fahrrinne aber zwischen Ruden-Oie und Usedom hat 7 m Tiefe (Abb. 25).

Die gewöhnliche volkstümliche Ansetzung von Vineta auf dem »Vinetariff« vor Koserow ist durchaus zu verwerfen. Die großen dort unter dem Wasser erscheinenden Steinmassen sind längst als Moränenreste aus der Eiszeit erkannt; die Mauern einer slavischen oder einer wikingischen Burg sind niemals aus solchen Klötzen, sondern im wesentlichen aus Holz und Lehm gebaut gewesen. Auch die gelegentlich aufgetauchte Meinung, daß zwischen Koserow und Zinnowitz, wo die Sturmflut noch 1872 einen Durchbruch nach dem Achterwasser vollführt hat, eine alte Ausmündung der Oder gewesen sein könne, so daß hier Jumne-Vineta der von Adam angegebenen Lage entsprechen würde, wird von den Geologen für unmöglich erklärt.

Bei der Lage an der Nordwestspitze von Usedom kommen dann auch die beiden letzten Angaben Adams über Jumne zu ihrem Rechte: daß Rügen ganz in seiner Nähe liegt, und daß Demmin in kurzer Ruderfahrt zu erreichen sei. Gerade die Ruderfahrt spricht gegen die Lage bei Koserow an der ganz freien Seeküste, wo es außerdem gar keinen Hafen gibt, und von einer »kurzen« Ruderfahrt könnte man auch bei Swinemünde nicht sprechen, wo die Windungen des Flusses das Boot erst weit nach Osten abführen würden und man dann das ganze Haff zu überqueren hätte.

Die drei Gestade, von denen Adam spricht, würden sich auf der vorspringenden Landspitze so erklären, daß das westliche flache Flußufer grün bewachsen war, das nördliche im Dünenabbruch weiß erschien und das östliche am offenen Meere ständig brandete.

Das Jumne Adams wäre damit also bestimmt, und es mit Vineta zu identifizieren, erfordert der Text Helmolds, der den ganzen Lobeshymnus Adams nachschreibt, aber statt Jumne Jumneta sagt; in einer Handschrift wurde statt dessen Vinneta gelesen, und dies ist dann der volkstümliche Name geworden¹. Außerdem verwandelt Helmod bei dem, was Adam von Jumne aussagt, immer die Gegenwart in die Vergangenheit. Er sagt: *quoniam fuit nobilissima civitas Jumneta, fuit sane maxima omnium quas Europa claudit — omnes enim usque ad excidium eiusdem urbis paganis ritibus oberrarunt*. Die Stadt war also zu Helmolds Zeit schon zugrunde gegangen, und das sagt er auch ganz klar: *hanc civitatem opulentissimam quidam Danorum rex maxima classe stipatus funditus extitisse refertur*. Auch dies wieder nach Adam von Bremen, und zwar nach einem Scholion², in dem dieselben Ausdrücke *opulentissimam civitatem* und *classe magna stipatus* vorkommen³. Und dann fügt er hinzu: *Presto sunt adhuc antiquae illius civitatis monumenta*. Es waren also zu Helmolds Zeit noch Ruinen der zerstörten Stadt zu sehen.

IV. JOMSBURG

Wie steht es nun mit der Jomsburg, die doch schon ihres Namens wegen immer eng mit Jumne zusammen gedacht ist? Von ihr erfahren wir nur in den nordischen Quellen, keine

¹ Es ist eine merkwürdige Logik, wenn der sonst so wohl abwägende Ludw. Giesebrécht sagt (Wend. Geschichten II 127f.), »Vineta« sei nur ein Schreibfehler und gehöre somit überhaupt nicht »in das Gebiet der historischen Wirklichkeiten«.

² Adam von Bremen Schol. 56 (57) *Magnus rex classe magna Danorum stipatus opulentissimam civitatem Slavorum Iumnem obedit. Clades par fuit. Magnus terruit omnes Slavos, iuvenis sanctus et vitae innocentis, ideoque victoriam dedit ei Deus in omnibus.*

Clades par fuit »die Niederlage war die gleiche« bezieht sich auf den Text, an dessen Rand das Scholion geschrieben ist; dort wird die Eroberung und Zerstörung der Wikingerburg Hedeby bei Schleswig berichtet.

³ In dem Scholion Adams wird der König mit Namen genannt, nämlich Magnus, d. i. Magnus der Gute von Norwegen und Dänemark, der 1042 zur Regierung kam.

deutsche nennt den Namen Jomsburg, und besonders beflissen sind sie, von der Gründung und von der Zerstörung zu berichten. Diese beiden Dinge kommen fast in allen Quellen vor, von dem Charakter und den Unternehmungen der Burg hören wir nur in einigen. Gegründet ist die Jomsburg von Harald Blauzahn (935—985), dem Sohne Gorms des Alten, des ersten Großkönigs von Dänemark, und zerstört soll sie sein 1043 durch Magnus den Guten, der ein Jahr vorher als König von Norwegen auch die dänische Krone erworben hatte.

Das genaue Jahr der Gründung wird nicht überliefert, es kann um 950, 960, 970 gewesen sein. Die Fagrskinna-Saga sagt einfach: »König Harald, der Sohn Gorms, verwüstete Slavien und ließ eine große Festung bauen, da wo es Joma heißt, und die Festung wurde nachher die Jomsburg genannt«¹.

Die Knytlinga-Saga² ist etwas ausführlicher: »Harald, der Sohn Gorms, besaß Holstein in Sachsen und hatte ein großes Fürstentum in Slavien. Dort ließ er die Jomsburg bauen und legte ein großes Heer hinein. Er gab den Soldaten Sold und Rechte, sie aber unterwarfen ihm Land. Im Sommer unternahmen sie Kriegszüge, aber im Winter blieben sie zu Hause. Sie wurden die Jomswikinger genannt«³.

Völlig in die Einzelheiten führt uns die »Jomswikingersage«, die in mehreren Fassungen vorliegt. Sie spricht von einem sagenhaften Palnatoke, der im Auftrage des Wendenkönigs Burislaw die Gründung vorgenommen habe⁴: »Der König ließ Palnatoki sagen, daß er ihm den Gau geben wolle, der Jom heiße, damit er sich da ansiedle mit der Verpflichtung, dem König sein Land und sein Reich zu beschützen. Das nahm Palnatoki an und ließ stracks eine große und feste Burg bauen. In der Burg ließ er einen Hafen ausschlammen, der war so groß, daß 300 Langschiffe zugleich darin liegen konnten, so daß sie alle in der Burg eingeschlossen waren. Besonders kunstreich eingerichtet war die Einfahrt. Da war ein Tor und eine große steinerne Brücke darüber. In der Öffnung waren eiserne Türen, die von innen verschlossen wurden, und auf der Brücke war ein großer Turm gebaut mit Geschützen darin. Der eine Teil der Burg lag hinaus in die See. Die Burg, die so gebaut war, hieß Seeburg, und so lag der Hafen mitten in der Burg«. Die Saga berichtet dann weiter von den Gesetzen, die für die Burg gegeben sind: Es werden nur Männer zwischen 18 und 50 Jahren aufgenommen, Weiber sind ausgeschlossen, Feige werden nicht geduldet. Es herrscht brüderliches Leben, alle Beute wird geteilt. Es ist also schon ein Orden mit ganz festen Regeln⁵.

Sehr anschaulich werden schließlich die kühnen Kriegsfahrten der Jomswikinger geschildert: 980 der Zug gegen Norwegen und die Schlacht in der Gjörungerbucht⁶, in der die Angreifer vernichtet werden; 984 die ähnliche Fahrt unter Styrbjörn gegen Schweden, die in Fyrisval bei Upsala ebenfalls mit dem Untergange endet⁷; im Jahre 1000 die letzte Tat:

¹ M. G. H. XXIX 359: Ok lot þar gera borg mikla or heitir at Jomi, ok er su borg sidan Jomsborg.

² M. G. H. XXIX, 274.

³ Diese Gründung Harald Blauzahns ist für Saxo Gramm. schon Julin. Saxo X p. 480: Haraldus armis Sclaviae potitus apud Julin um nobilissimum illius provinciae oppidum . . . competentia militum praefidia collocavit. Und auch Sven Agesen glaubt 1185 mit König Waldemar bei der alten Burg Haralds gewesen zu sein: Ex Sueonis Aggonis geltis regum Danorum Cap. 10: quod quidem in regis navi . . . non procul ab urbe quam . . . Haraldum . . . fundasse memini, factum fuisse confpxi.

⁴ Jomsvikinga Saga 23. Palnatoke als zweiter Gründer und Ausbauer der Burg ist ein Zeichen für den wikingisch-wendischen Dualismus, der in der Jomsburg von früh auf vorhanden ist. Cap. 23. Nach der dänischen Übersetzung von Rafn, Copenhagen 1829.

⁵ Jomsvik. Saga 24.

⁶ Giesebrécht, Wend. Gesch. I 215—219. Vgl. Saxo Gr. p. 483—485.

⁷ Ebenda S. 224.

Sigvald von der Jomsburg mit den Dänen und Schweden im Bunde besiegt durch Verrat den Norweger Olaf Tryggvasson im Öresund bei Helsingborg¹. Die Jomswikingersage, die uns in vier Fassungen überliefert ist, strotzt von Stolz über die große und wundervoll eingerichtete Seeburg und über die todesmutige Abenteurerlust ihrer Bewohner. Die Burg muß in den Jahrzehnten um 1000 in aller Munde gewesen sein, ihresgleichen im ganzen Norden nicht gehabt haben.

Und diese Jomsburg mit ihrem Hafen für 300 Schiffe, mit ihren hochmodernen Einrichtungen, mit ihrem frechen Imperialismus auf Nord und Ostsee soll dicht bei Jumne gelegen haben, ohne daß Adam von Bremen oder Helmold oder sonst irgendein deutscher Gelehrter und Schriftsteller etwas von ihr gewußt hätte? Und umgekehrt soll das dicht bei der Jomsburg gelegene Jumne, nach Adam von Bremen eine Stadt, die in ganz Europa ihresgleichen sucht, in der Wikinger und Russen sich die Hand reichen, die gefüllt ist mit den Waren der ganzen bekannten Welt und gastfreundlich wie kaum eine andere —, sie soll den nordischen Sängern so gleichgültig gewesen sein, daß sie sie nie auch nur mit einem Wort erwähnen? Wie erklärt sich dies unnatürliche Verhältnis? Ich glaube außerordentlich einfach. Es ist das Ei des Kolumbus: Jumne und Jomsburg sind ein und dasselbe, eine Burg mit großer offener Siedlung um sie herum — wie wir es so oft im Mittelalter finden — das Ganze eine mächtige Hafenstadt. Die Jomsburg hat ihren Namen von dem Gau Jom oder Joma. Das o wird im Isländischen zum dunkeln u, daher Jumne und statt Jomsburg gelegentlich Hyumsburg². Ein paarmal wird in den deutschen Quellen von Jumne erzählt, was in den nordischen von der Jomsburg gilt. So ist nach den Sagas der alte 80jährige Harald Blauzahn vor seinem aufrührerischen Sohne Sven, dem das Kronprinzenleben zu lange dauerte, nach verlorener Seeschlacht bei Seeland nach der Jomsburg geflohen³, Adam von Bremen aber läßt ihn nach Jumne gehen⁴. Und während nach allen nordischen Quellen Magnus der Gute i. J. 1043 die Jomsburg zerstört⁵, hat er nach Adam von Bremen⁶ Jumne zerstört. Denken wir daran, wie der sächsische Helianddichter, ein Vertreter des nördlichsten Deutschlands schon im 9. Jahrhundert sich eine einigermaßen anständige Siedlung nur als eine Burg vorstellen kann, wie er statt Rom sagt Romaburg, statt Jerusalem Jerusalemburg und so dann auch Jerichoburg und Betlehemburg, so löst sich das Jumne-Jomsburg-Rätsel leicht. Auch im Norden heißt die Jomsburg gelegentlich einfach Joma, so in der Historia Magni Boni regis (M. G. H. XXIX 397) combusit Joma haud paucorum sceleratorum corpora. Die begeisterte Schilderung, die Adam von Bremen von Jumne gibt, wird mitgetragen von dem großen alten Ruhme der Jomsburg, und der große Hafen der Jomsburg mit seinen noch nicht dagewesenen Einrichtungen wird wiederum erläutert durch Adams »Olla Vulcani« und »urbs nihil non habet iocundi aut rari«.

Ein starker Unterschied zwischen Jumne und der Jomsburg fällt allerdings auf. Jumne erscheint als eine große friedliche slavische Handelsstadt und die Jomsburg als eine kriege-

¹ Ebenda S. 240—250.

² So ist bei Sven Agesen entschieden zu lesen und nicht Hynniburg, wie gewöhnlich gedruckt wird, M. G. XXIX 32.

³ Rafn, Oldnordiske Sagaer Bd. XI Kopenhagen 1829 Andet Sagabrudstykke S. 374: Kong Harald flyede saaret af Slagit til Vindland, og doede ved Jomsborg alle Helgens Messedag.

⁴ Adam II 27 a Ipfe autem (Haraldus) vulneratus ex acie fugiens accensa navi elapsus est ad civitatem Sclovorum quae Jumne dicitur.

⁵ Heimskringla 25 (M. G. XXIX 340) M. landet bei der Jomsburg und erobert sie. Fagrskinna 142 (ebenda 363) M. geht nach Joma und erobert die Jomsburg. Ex hist. M. B. regis (M. G. XXIX 397) combusit Joma haud paucorum sceleratorum corpora.

⁶ Adam, Schol. 56 (57) s. oben S. 84 Anm. 2.

rische, auf Raub- und Eroberungszüge bedachte Wikingerfeste. Das wird sich erklären durch die verschiedene Zeit, aus der diese und jene Schilderung stammt. In den Sagas spiegeln sich die stürmischen Jugendzeiten der Jomsburg, nur bis zum Jahre 1000 hat sie diesen Übermut getrieben. Nachher erfahren wir nichts dergleichen mehr. Und daß sie ihre Rolle als alte nordische Zwingburg auf slavischem Boden immer mehr aufgegeben hatte, zeigt sich gerade in den Strafexpeditionen durch die Könige desselben Landes, von dem aus sie dereinst gegründet war.

In der Heimskringla heißt es¹: »Der König Magnus (1042—1047) hörte, daß die Slaven in der Jomsburg ihm aus dem Gehorsam gefallen seien. Dort hatten die dänischen Könige ein mächtiges Fürstentum. Sie hatten dort gleich zu Anfang die Jomsburg gegründet und eine sehr starke Feste daraus gemacht ... Als aber König Magnus nach Slavien kam, landete er bei der Jomsburg und eroberte die Feste rasch. Er erschlug dort viel Volks, steckte die Feste in Brand und das Land weit umher und trieb und nahm alles weg.«

Es ist hier ausdrücklich von den Slaven in der Jomsburg die Rede. Es hatten offenbar zu Beginn des 11. Jahrhunderts die Slaven in Jumne die Oberhand gewonnen und damit einen politischen Umschwung herbeigeführt. Statt ihres eigenen Stützpunktes an der slavischen Küste sahen die Dänen dort ein feindliches Element immer höher wachsen, das ihre Aufgaben in der Ostsee nicht unterstützte, sondern überall behinderte und die Herrschaft über das ganze Binnenmeer an sich zu reißen drohte. Schon 1030 soll Knut der Große (1018—1035) die Jomsburg zerstört haben, wie manche Karten um 1600 (Mercator) dem Vinetanamen beischreiben. Die Notiz scheint auf einer verlorengegangenen alten Aufzeichnung zu beruhen, denn heute ist eine solche, wie mir kundige Historiker versichern, nicht mehr vorhanden.

Die Eroberung der Jomsburg durch Magnus den Guten i. J. 1043 wird hauptsächlich von den isländischen Quellen bezeugt (Heimskringla, Fagrskinna). Der Däne Saxo schweigt darüber, und auch Adam von Bremen sagt nur in einem Scholion, also einer Randbemerkung zum Texte, Magnus habe die Burg belagert und den Slaven eine Niederlage wie bei Hedeby bereitet². Wenn Helmold hundert Jahre später sich unbestimmter äußert, »ein dänischer König« habe Jumneta zerstört, so ist doch derselbe Zug des Königs Magnus gemeint; Helmold hat, wie er alles andere über Jumne von Adam abschreibt, so auch jenes Scholion vor Augen gehabt; man sieht es an dem auffallenden Ausdruck *maxima classe stipatus*³.

Aber es wird nirgend behauptet, daß dieser Zug des Königs Magnus etwa eine endgültige Zerstörung, eine Vertilgung der Jomsburg herbeigeführt habe. Adam von Bremen schildert ja auch um 1075 Jumne noch als einen in voller Blüte stehenden Handelsplatz, während Helmold nachher dieselben Angaben alle in die Vergangenheit versetzt. In der Tat erfahren wir auch von einigen späteren Expeditionen der Dänen gegen eine Burg im Slavengerade, die nur die Jomsburg gewesen sein kann. Saxo Gr. gibt die fortlaufende Erzählung, und eine Flankendeckung gewährt die eine und andere Saga. Nach Saxo hatten zwei zugewanderte Nordländer Alli und Herri die Jomsburger wieder zu argen Seeräubereien auf der Ostsee verführt. Die empörte dänische Jugend machte sich auf (um 1090), belagerte die Burg und zwang die Bewohner, die Seeräuber auszuliefern, die dann grausam zu Tode gebracht wurden. Das sollte, wie man hoffte, auf eine Weile helfen (Saxo p. 604, 605).

¹ M. G. H. XXIX 340.

² Schol. 56 (57) s. oben S. 84 Anm. 2.

³ Helmold I, 2 Hanc civitatem opulentissimam quidam Danorum rex maxima classe stipatus funditus evertisse refertur.

Sobald es sich um Seeräuberei handelt, kommt nur eine Burg an der Seeküste in Betracht; das Julinum Saxos kann also noch nicht Wollin bedeuten, das, durch den schlechten seichten Dievenow-Arm 20 km vom Meere entfernt, sich unmöglich dem auf ständiges Ausschauen und rasches Zufahren gestellten Sport des Seeraubes widmen konnte und solcher Betätigung auch nie geziehen worden ist.

Bald nach jenem Rachezug der dänischen Jugend gab es aber schon wieder die größte Be- schwerde. König Erich I. (1095—1103) mußte wieder gegen die alte böse Seeräuberburg ausfahren, und diesmal gibt die Knytlingasaga das ausführlichste Bild vom Kampfverlaufe. Das heidnische Heer drängt aus dem Tore der alten Burg nach der Landseite hinaus. In der Ebene wird es furchtbar geschlagen, unendliches Volk fällt, die Bauerngehöfte gehen in Flammen auf, Erich macht sich wieder zum Herrn des Landes, das unter seinem Ahnherrn Svein gestanden hatte¹.

Saxo sagt hier, König Erich sei nicht bloß dies eine Mal gegen die Übergriffe der slavischen Macht aufgetreten, sondern zwei- und dreimal habe er den zügellosen Geist des Volkes so gedämpft, daß »kein Sturm der seeräuberischen Hochflut ihn künftig mehr treffen konnte«².

Diese Züge Erichs scheinen in der Tat den Anfang vom Untergange der Jomsburg darzu stellen. Wir hören fürderhin nicht mehr von ihr. Bis Erich einschließlich haben wir bei Saxo unter Julinum — mit dem er ja gleichermaßen das Adamsche Jumne, die wikingische Jomsburg und das jüngere Wollin am Haff bezeichnet — die alte Jomsburg, Jumne, Vineta an der NW-Spitze von Usedom beim Ruden zu verstehen, von da ab aber Wollin am Südeingang der Dievenow.

Das zeigt sich ganz klar bei dem nächsten Kriegszuge, der nach Saxo von Dänemark aus gegen »Julinum« unternommen wird. Der König Niels (1104—1134) fährt — wahrscheinlich 1119 — nach Slavien, belagert zunächst die Burg Usedom und zwingt sie zu einem Vertrag. Dann fährt er weiter nach Julinum, wo er verabredetermaßen den Pommernherzog Bogislaw trifft und mit ihm zusammen die Stadt leicht einnimmt³.

Um nach der Stadt oder Burg Usedom zu kommen, mußte Niels an der alten Jomsburg vorbei die ganze Peene hinauffahren und dann vom Haff aus in den Usedomer See hinein. Von da fuhr er nachher quer über das Haff nach Wollin. Es ist ganz klar, daß unter Julinum hier nur Wollin verstanden sein kann (s. die Karte Abb. 21).

Als Otto von Bamberg 1123/24 und dann wieder 1128 an die untere Oder kommt, gibt es ebenfalls kein Jumne, Vineta oder Jomsburg mehr, sondern statt dessen als wichtige Stadt

¹ Knytlingasaga 76 (M. G. H. XXIX 288). *Heidin vildi herr of sidir, / hömlu vigs or porti gömlu / urdu peir es virki vördū / vangi rælt a hönd at ganga. Paganorum exercitus tandem exire voluit ex castello antiquo; ii qui arcem defenderunt, se dedere coacti sunt . . . Ericus eorum domus incendit. Flammea in domibus altae extiterunt, aedes late corruerunt . . . Ericus res optime succedebat. Slavi continuo fugerunt; crudeles viri pecuniam sloverunt, nam victoriae fuerunt expertes. Rex ius hereditarium suum protulit, et populus totus regni parare coactus est. Amicus virorum (Ericus) postea eam terram perpetuo rexit quam prius Sueno possederat.* — Ich habe den isländischen Text nach der heute maßgebenden Ausgabe von Finnur Jonsson (Den norske Skaldedigtning B. 1, 417 Str. 21), die lateinische Übersetzung nach den Mon. Germ. gegeben, denn nach dem, was mir Andreas Heusler freundlich mitteilte, trifft sie immer noch das Richtige. Heusler möchte den Anfang verdeutschten: »Das heidnische Heer wollte drauf aus dem alten Hafen (oder Tor) des Schwertes (oder Speeres); die, die das Bollwerk dem Felde zunächst (= auf der Landseite) verteidigt hatten, mußten sich ergeben.« Auch Heusler meint: »Diese zeitgenössische Strophe zielt auf eine ganz individuelle Burg-eroberung: der Verfasser der Knytlingasaga, um 1250, verwendet sie nur noch in verschwommenem generellen Sinne.«

² Saxo p. 605: *Nec semel quidem Ericus Slavici roboris amplitudinem preffit et nervos debilitavit, sed iterum atercio effrenata gentis illius ingenia tanto tempore retudit, ut nulla eum ulterius piratici aestus procella pulsaret.*

³ Saxo p. 629. *Hie (in Slavia) Nicolaus urbem Oznam oppugnare adoratus ob/sidionem paccione redimere coegit. Inde Julinum navigans, Bokisclavum magna manu in/structum obvium habuit. Cuius copiis auctus, celerem oppidi expugnationem peregit.*

das wirkliche Julinum an der Dievenow auf dem Wege nach Cammin. Stettin, Julin, Usedom und Wolgast sind die Städte, die Otto in jenen Gegenden aufsucht. Das alte Jumne-Jomsburg muß schon völlig verschwunden oder doch völlig bedeutungslos gewesen sein. Denn Helmold sagt um 1170, Reste der altberühmten Stadt seien noch erkennbar, er spricht nicht davon, daß sie etwa unter dem Wasser lägen; die Sturmflut, die den ganzen Landzipfel, auf dem Vineta gegründet war, verschlang, ist also vielleicht erst später gekommen.

V. VINETA

ALTERE ANSICHTEN. KARTEN

Die Identifizierung von Jumne und Jomsburg erschien mir, als ich auf sie gekommen war, so natürlich und notwendig, daß ich mich fragte, ob nicht früher schon jemand diese einfache Lösung gefunden haben sollte. Seit achtzig Jahren freilich herrscht die aus der pommerischen Lokalforschung hervorgegangene Auffassung von Jumne-Vineta als der slavischen Handelsstadt bei Wollin und der Jomsburg als der frechen Wikingerfeste irgendwo anders, entweder an der Swinemündung oder nördlich Wollin auf dem Silberberge. Durch den großen Aufsatz von Rob. Klempin in den Balt. Studien (XIII. 1847, 1—107) ist sie zu allgemeiner Anerkennung gekommen, und die umfassenden Ausgrabungen Stubenrauchs bei Wollin haben nachher ihr Siegel darauf gedrückt. Auch Hr. Leutz-Spitta, dem wir doch die neue Ansetzung Vinetas an der NW-Spitze von Usedom verdanken, hält streng an der Trennung von der Jomsburg fest und will diese mit verschiedenen alten Forschern an der Swinemündung annehmen.

Mein Zurückblättern zeigte, daß bisher überhaupt nur einer die Identität von Jumne und Jomsburg klar erkannt und ausgesprochen hat, wenn auch nur kurz, so doch bündig, nämlich Dahlmann im 1. Bande seiner Geschichte von Dänemark 1840. Dort heißt es S. 87 Anm. 1: »Die besten Handschriften Adams und Helmolds nennen das Jomsburg der Skandinavier Jumne, Jumnetta, auch Uimne, daraus ist die fehlerhafte Lesart Winneta entstanden. Zu Sueno Aggonis und Saxos Zeit stand die Jomsburg nicht mehr, und sie verwechseln sie daher mit der späteren blühenden nachbarlichen Handelsstadt Julin (Wollin).« Damit ist in der Tat alles gesagt, und man hätte dies klare Votum des großen Historikers nicht ganz übersehen und totschweigen sollen. Über die Lage der Burg sagt Dahlmann nur (S. 121), daß sie gewöhnlich auf Usedom angenommen werde. Auch Ludwig Giesebricht, der ja von »Vineta« überhaupt nichts wissen will, ist für das Verhältnis von Jomsburg und Jumne von Dahlmann nicht beeinflußt, wenn er (1843) sagt¹: »So entstand die Jomsburg der Dänen neben der Wendischen Stadt Jumne an der Mündung der Sviene.« Weiter zurück die Ansichten im einzelnen zu verfolgen, wirbelt mehr Spreu auf als Weizen. Aber bei der Aufrollung des Kartenmaterials springen ein paar gute Punkte heraus. Die Karten, die wir von etwa 1550 an haben, und die ich bis etwa 1800 verfolge, setzen Vineta zuerst allgemein bei Koserow oder Damerow an, dann wendet sich von etwa 1630 an die Meinung auf die NW-Spitze von Usedom beim Ruden und hält daran fast ohne Ausnahme 100 Jahre lang fest; erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts fallen einige wieder auf Koserow zurück².

¹ Wendische Geschichten I 206.

² Zuerst bin ich in Stettin und Greifswald durch die HH. Archivdirektor O. Grotewold, Bibl.-Dir. Luther, Prof. Curschmann und Pernice in das dortige Kartematerial eingeweiht worden, nachher hat mir Hr. Dir. Pretsch den reichen Bestand der Berliner Staatsbibliothek erschlossen. Ihnen allen muß ich herzlich danken für die sehr erfolgreiche Hilfe. — Die im folgenden angeführten Karten sind alle in Berlin, außer der von Andr. Mayer um 1700, die ich nur in Greifswald gesehen habe.

- Vineta bei Koserow
 1544 Seb. Münster, Basel, »*Wineta*«.
 1573 Abrah. Ortelius, Antwerpen, desgl., weitere Ausgaben 1584, 1595.
 1593 Gerard de Judaeis, Antwerpen, desgl.
 1595 Gerard Mercator, Duisburg. Blatt Germania »*Wineta*«.
 Blatt Marca Brandenburg et Pomerania: »*Wineta emporium destructum anno 1030 a Conrado rege Danie*«.
 Dasselbe Blatt in den weiteren lat. Ausgaben: 2. 1607 — 5. 1623, auch in der franz. Ausg. Amsterdam 1619.
 1602 Jo. Natal. Metellus, Ursellis »*Wineta*«.
 c. 1612—1618 Eilh. Lubinus, Große Karte in 12 Blättern von Pommern: »*Wineta urbs hic quondam destructa a Conrado Rege Daniae*«.
- c. 1700 Andr. Mayer (Ort?) »*Rudera Vineta aquis submersae*«.
 1755 Alb. Carl Seutter, Augsburg, m. Text wie 1618 E. Lubin.
 1789 Gilly, Berlin, »*Wineta*«.
 1792 Brüggemann, Nürnberg, desgl.
 1792 Güssfeld, Nürnberg, »*Vineta e. untergegangene Stadt*«.

- Vineta beim Ruden
 1633 Mercator-Atlas, deutsche Ausgabe, Antwerpen: »*Nova illustrissimi ducatus Pomeraniae tabula, antea a viro Cl. D. D. Eilhardo Lubino edita, nunc iterum correcta per Fr. Palbitzke, Pomer. L. L. Studio sum*«. Östlich dicht beim Ruden als kleine Insel: »*Wineta emporium olim Celeberr. aquar. aestu absorpt.*« (Abb. 26).
 1649 Joh. Jansson, Amftterdam, Atlas in 4 Bdd., darin als Blatt Nn die Pommern-Karte des Fr. Palbitzke aus dem deutschen Mercator-Atlas von 1633.
 c. 1650 Nic. Visscher, Amftterdam, mit demselben Wortlaut wie 1633: »*Wineta emporium olim Celeberr.*« usw.
 1650 Th. Danckerts, Amftterdam, desgl.
 c. 1650 Schenk, Amftterdam, Nachstich von Danckerts, desgl.
 1652 M. Merian, Frankfurt, desgl.
 1654 Nic. Sanson, Paris, »*Wineta*«.
 1680 de Wit, Amftterdam, m. Text wie 1633.
 1719 Chr. Weigel, Nürnberg, desgl.
 1740 Matth. Seutter, Augsburg, desgl.
 1755 Schleuen, Berlin, »*Wineta*«.
 1757 Le Rouge, Paris, »*Wineta jadis célèbre par ses foires, enfondré*«.
 1759 Lotter, Augsburg. Mit Text wie 1633.
 c. 1760 J. B. Homann, Nürnberg, desgl.

Die erste Auffassung beruht auf dem »Vineta-Riff« bei Koserow, das um 1550 in aller Munde gewesen sein muß. Th. Kantzow, der schon 1542 gestorben ist, hat eine Beschreibung von Pommern hinterlassen. Dort heißt es nach der Wiedergabe der großen Adam-Helmoldschen Schilderung von Jumne: »Wan ein von Wolgast über die Peene in das Land zu Usedom ziehen will und gegen ein Dorf Damerow geheißen khumpt, welches bey zwei Meilen von Wollgast ist, so siehet man noch ungefehrlich ein groß viertelweges in der Sehe große Steine und Fundament. So bin ich auch sampt anderen hinzugefahren und hab es eigentlich besehen.« Er spricht dann von großen Steinen wie Hausfundamenten, auch von Kirchen und Rathäusern, »fein noch in der Ordnung und zeigen sichtlich an, wie die Gassen in der lenge und quere seint gegangen« (S. 50). Er gibt einen Plan, der langrechteckige Häuserinseln zeigt, wie in Priene oder Milet oder heute etwa in Mannheim, im ganzen »die breite größer van die breite der Stat Lübeck« (S. 51)¹.

Joh. Lubbechius, Bürgermeister zu Treptow a. d. Rega, ein Neffe von Dr. Bugenhagen und Mann von großer Autorität in seinem Lande, hat 1564 das Vinetariff auch besucht und denselben Plan wie Kantzow veröffentlicht. Von daher ist das versunkene Vineta mit seinen unterseeischen Gassen, mit den Kirchen und Rathäusern und den hochgegiefelten Häusern volkstümlich geblieben bis auf Heinrich Heine. Daß all die Straßeninseln und Bauten Phantasie romantischer Augen sind und in Wirklichkeit nur ein Moränenstück aus der Eiszeit mit schwedischen großen und kleinen Findlingen vorliegt, hat schon der vortreffliche Zöllner in seiner Reise durch Pommern (Berlin 1797) ausgesprochen, ebenso der alte Nettelbeck in seinen Lebenserinnerungen, und die heutige Geologie hat es des öfteren bestätigt².

Auf den Karten des 16. Jahrhunderts steht neben der Insel bei Koserow einfach »Wineta«. Die große Lubinsche Karte (1618) setzt an dieselbe Stelle: »Wineta urbs hic quondam destruc-ta a Conrado Rege Daniae.« Conrad ist natürlich ein Knut, und der schon ältere Mercator-Atlas (4. Ausg. 1613) sagt mit seiner Legende »Wineta emporium destructum anno 1630 a Conrado rege Daniae«, daß Knut der Große (1018—1035) gemeint ist.

Nun ist nach Hrn. Leutz-Spitta plötzlich in dem Jansson-Atlas, Amsterdam 1649, Vineta an die richtige Stelle, an die NW-Spitze von Usedom gesetzt mit der Legende *Wineta emporium olim celeberr. aquar. aestu absorpt.* Ich fragte den verehrten Kollegen Penck, wie sich das erklären lasse, und er antwortete: »In den alten Karten wird häufig dies und jenes aus der Volkstradition übernommen —, freilich kann die in diesem Falle dem Holländer Jansson kaum bekannt gewesen sein.« Aber auf dem Pommernblatt Nn des Jansson-Atlas von 1649 steht: *Nova illustrissimi ducatus Pomeraniae tabula, antea a viro Cl. D. D. Eilhardo Lubino edita, nunc iterum correcta per Fried. Palbitzke, Pomer. L. L. Studio sum.* Penck hat also doch recht: ein pommerscher Gelehrter hat dieses Blatt nach Lubin neu bearbeitet, und dem wird offenbar die neue Ansetzung von Vineta verdankt.

¹ Th. Kantzow, Pomerania, herausgeg. v. Kosegarten 1816 Bd. I 48ff. Der Plan ist wieder abgebildet bei Burkhardt, Chronik der Insel Usedom, 1909, 15.

² Der von Stubenrauch 1897 zugezogene Bezirksgeologe Dr. G. Müller sagt (Balt. St. 1898, 130): »Nordwestlich vom Streckelsberge senkt sich der obere Geschiebemergel mit seinen großen Geschieben allmählich zum Ostseespiegel herab und erreicht nie wieder im weiteren Verlauf der Küste die Höhe des Streckelsberges. Die nordwestlich von der Koserowbank folgende Vinetabank bezeichnet demnach zweifellos die Stelle eines der Ostsee zum Opfer gefallenen Geschiebemergel-Eilandes, dessen Blöcke das »Pflaster« der Sagenstadt Vineta hergegeben haben. Die Blöcke sind beim Bau der Swinemünder Molen und auch später von der Bauverwaltung zu Tausenden herausgeholt worden, und es wäre höchst wunderbar, wenn sich unter ihnen nicht der eine oder andere als bearbeitet (z. B. zu Mühlsteinen) erwiesen, falls auf der »Vineta«-Insel eine große Stadt gestanden hätte. Und da die Sage so allgemein bekannt ist, so wären etwaige Funde sicher als von größtem Interesse sofort zur weiteren Kenntnis gelangt. Sei die Insel langsam vom Meere verschlungen oder ... sei bei einer Sturmflut die vermutete Niederlassung plötzlich zugrunde gegangen, irgendwelche Spuren, namentlich der erwähnten Art, hätten sich finden müssen.«

Irremachen an dieser Auffassung könnte, was der Landmesser Drolshagen in einem prächtigen Aufsatze über die ältere Kartographie von Pommern (Pomm. Jahrb. 1909, 208f.) vorbringt, daß nämlich schon in Janssons Atlas von 1638 auf der Karte *Rugia insula a ducatus, accuratissime descripta ab E. Lubino, Joannis Janjsonius excudit* noch ohne Angabe der Signatur rechts vom Ruden dieselben Worte mit denselben Abkürzungen stehen: *Wineta emporium olim Celeberr. aquar. aestu absorpt.* Aber die Durchsicht der derzeitigen Atlanten (von Mercator, Hondius, Jansson), die daraufhin der Direktor der Kartenabteilung unserer Staatsbibliothek, Hr. Dr. Pretsch, mit mir vorgenommen hat, ergab die überraschende Tatsache, daß die Karte des Pommern Palbitzke viel älter ist als 1649. Sie fin-

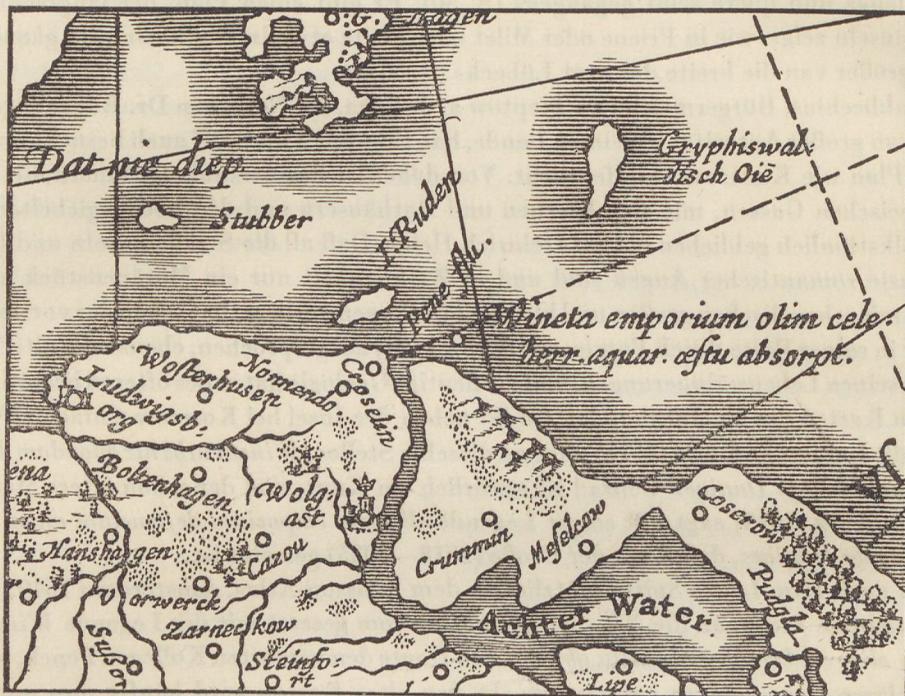


Abb. 26. Aus der Karte des Pommern Fr. Palbitzke von 1633 (Deutscher Mercator-Atlas)

det sich schon, von derselben Kupferplatte gedruckt, in Mercators deutschem Atlas von 1633 (Abb. 9), der den Titel führt: *Gerardi Mercatoris et J. Hondii Atlas, das ist die Abbildung der gantzen Welt . . . Amsterdam bey Henrico Hondio Anno D. 1633.* Auf der Rückseite der Karte ist der Text für Pommern gedruckt, so daß S. 305 Text, 307 und 306 die Karte, S. 308 wieder Text ist¹.

Vorher kommt die Palbitzkesche Karte nicht vor, vorher auch nirgends die Ansetzung Vinetas beim Ruden und nicht der Text *Wineta emporium celeberr. usw.* Palbitzke ist also offenbar für den deutschen Mercator-Atlas aufgefordert worden, die Karte zu bearbeiten, und hat damit als erster Vineta an jene Stelle eingezeichnet. Ob er dabei als Gelehrter nach den Angaben Adams von Bremen gegangen ist oder nach einer Volkstradition, läßt sich

¹ Wir glaubten einen Augenblick, daß die Palbitzkesche Pommernkarte schon in der 2. Ausgabe des lateinischen Mercator-Atlas von 1607 erschienen sei, denn ein Exemplar dieser Ausgabe in der Staatsbibliothek enthält sie. Wir sahen aber bald, daß ein Besitzer dieses Exemplars die spätere Karte hier hat einfügen lassen: sie hat oben eine Anklebung erhalten, um in das Atlasformat zu passen, und es ist kein Text auf ihren Rücken gedruckt. Ein zweites Exemplar dieser 2. Ausgabe in der Staatsbibliothek hat die Karte nicht und auch keinen Text für Pommern.

nicht sagen. Im Text von 1633 wird Vineta gar nicht erwähnt. Auch der Text des späteren Janssonschen Atlas von 1649, der die Palbitzkesche Karte wieder benutzt, kümmert sich um die neue Ansetzung Vinetas beim Ruden gar nicht, sondern hält sich ganz an das Hergebrachte: alles was Adam von Bremen von Jumne sagt, gilt von Wollin, und von Vineta als etwas ganz anderem heißt es: »sie war gelegen zwischen der Schwine und der Insel Rügen und ist von Conrad dem König von Dänemark verstöret worden«. Der Text ist also in Holland hergestellt worden und die Karte in Pommern, und der Text war falsch und die Karte richtig.

Die durch Palbitzkes Karte im Mercator-Atlas von 1633 begründete Auffassung hat sich etwa 150 Jahre gehalten, erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wenden sich mehrere wieder zu Koserow.

Für das Bild, das wir uns vom alten Vineta zu machen haben, wird ein interessanter Zug beigesteuert durch die schon auf der großen Lubinschen Karte stehende Bemerkung, daß der Ruden erst durch eine Sturmflut des Jahres 1309 von Rügen losgerissen sei¹. Auf der Rügenkarte des Mercator-Atlas heißt es zu Ruden: *Insula olim continens cum Rugia*, und auf einem Blatt wird die Bemerkung Lubins ausführlicher wiederholt: (Rügen) »war vor Zeiten viel grösser, sitemahl sie sich biß an die Insel Ruden mit jhrem Gestad erstreckete, . . . So viel hat die Gewalt des ungewitters im Jahr 1309 neben den Thürnen, Kirchen, Dörffern und Häusern darvon verschlungen«. Eine gleichzeitige Nachricht über diese Sturmflut ist uns nicht erhalten. Die früheste Erwähnung steht, wie mir Hr. M. Wehrmann freundlichst mitteilt, in der Stralsunder Chronik B des 15. Jahrhunderts: »Na gades bort 1304 jar do weyede yd so grot enen wint to ener tiid, also dat de grote starke torne umme weyede unde grote wyntmolen unde grote huse unde grote bome ut der erden, unde do brack ok dat nye deep ersten uth²«. Joh. Beckmann († 1560) setzt in seiner Chronik hinzu: »unnd dar de von Cikere (Zicker auf Rügen) plegenn ere weitenn tho seyen up denn Ruden unnd thogande van dem einen lande up datt ander, dat wafs water³. Wir haben also wieder eine alte Volksüberlieferung, der aber kein Grund ist zu mißtrauen. Das »neue Tief« ist das Wasser zwischen der SO-Spitze von Rügen (Zicker und Thiessow) und dem Ruden, das heute »Land-Tief« heißt (vgl. Abb. 26).

DIE ORTSBESICHTIGUNG

Bis hierher etwa hatte ich meine Untersuchung geführt, als das Widerstreben, sie abzuschließen und zum Druck zu geben, immer stärker wurde. Denn es widersprach nach meinem Gefühl dem primärsten archäologischen Prinzip, über die weiten Strecken von Wollin und Usedom abzuurteilen, ohne sie mit eigenen Augen gesehen zu haben. Als ich eben dabei war, die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft um eine Unterstützung zu einer Belebung der Inseln zu ersuchen — die mir nachher auch in dankenswerter Bereitwilligkeit gewährt ist —, bot mir ein neuer Freund unserer Wissenschaft, Hr. Major von Wedel auf Cremzow bei Colin, Kreis Stargard in Pommern, bei Vorführung schöner wikingischer Altertümer, die er während des Krieges bei Dünaburg ausgegraben hatte, ein Automobil für die Reise an, und wir haben dann zu dreien, Herr und Frau von Wedel und ich, in vor trefflicher Kameradschaft die letzte Maiwoche des Jahres 1924 auf die Fahrt verwendet,

¹ Blatt 9/10 (Rugia) longe olim fuit major, quippe cum Insula Ruden continua, quam tempestas maris Anno 1309 ab illa avulsit.

² R. Baier, Zwei Stralsunder Chroniken des 15. Jahrhunderts, Stralsund 1893, S. 17.

³ Stralsunder Chroniken I S. 4.

alles in Betracht Kommende in Muße angesehen und weit über Erwarten günstige Ergebnisse durch die örtlichen Nachprüfungen erzielt.

Wir haben in Wollin angefangen, sind von da fast die ganze Dievenow hinuntergefahren bis gegenüber Cammin; dann von Wollin weiter nach Lebbin auf der SW-Ecke der Insel, von da nördlich am Höhenrande entlang ans Meer nach Misdroy und dem Jordansee. Es folgte Swinemünde mit dem Golm eine Stunde südlich davon, dann die ganze Nordküste von Usedom über Heringsdorf, Koserow, Zinnowitz, Karlshagen bis Peenemünde. Durch den prächtigen Wald der »Peenemünder Heide« gingen wir zu Fuß zur NW-Spitze der Insel, dem Ruden gegenüber, fuhren zurück bis Zinnowitz, Bansin, Alt-Mellenthin nach der Stadt Usedom und von da wieder nach Swinemünde. Den Rückweg habe ich zu Schiff nach Stettin genommen und dort im Museum und Archiv sowie in Greifswald in der Universitätsbibliothek durch vielfache Freundeshilfe noch wertvolle Ergänzungen gewonnen.

Bei Wollin hat es nur eine befestigte Siedlung gegeben: an der Stelle der heutigen Stadt. Auf dem Galgenberge eine Stunde südlich der Stadt sind von den berühmten Hügelgräbern noch viele deutlich zu erkennen. Am Ostrand, südöstlich vom Signal auf der Höhe in einer Bucht zeigt ein abgebrochener Steilhang 3—5 m über dem Wasser slavische Hausreste mit Herden, verbranntem Lehm und viel Holzkohle in Erstreckung von 50 m. Die massenhaften Scherben sind mittel- und spätslavisch. Eine Burg hat auf dem Galgenberge nie gelegen; man hat auch hier nie eine angenommen. Aber auch auf dem Windmühlenberge westlich über der Stadt hat keine gelegen und ebensowenig auf dem Silberberge nördlich der Stadt. Dieser Silberberg sollte nach der früheren Annahme die Jomsburg getragen haben, während Wollin-Julium Vineta gewesen wäre, vielleicht mit einer Burg auf dem Windmühlenberge. Den Silberberg, der seinen Namen von Silberfunden aus slavischen Gräbern hat, haben wir deshalb recht genau untersucht. Seine nach verschiedenen Richtungen ausladende Hochfläche eignet sich schon wenig für eine slavische Burg, jedenfalls müßten Zurichtungen in Gestalt von Wall- und Grabenresten zu erkennen sein. Die fehlen aber völlig. Es fehlen auch, wie wir beim Absuchen der Fläche feststellten, jegliche slavischen Scherben. Dagegen kommen in der großen Kiesgrube am Südhang des Berges die Spuren slavischer Gräber mit Menschenknochen und Scherben andauernd neu heraus. Wir sahen ganze Schenkelnknochen und spätslavische Scherben. Der Besitzer der Grube, Müller Hartwig, den wir dort trafen, sagte aus, daß die Gräber zuweilen in mehreren Schichten übereinander liegen. Er hatte schon die Grabungen Friedels (1883) miterlebt und erzählte von den damaligen Silberfunden. Von einer Burg oder Siedlung war auch ihm nie eine Andeutung aufgestoßen.

Die Stadt Wollin liegt auf einem östlichen Ausläufer des Windmühlenberges, der bis zum Wasser vorstößt und südlich schärfer, nördlich flacher abfällt. Das slavische Julium wird deshalb ziemlich genau dieselbe Ausdehnung gehabt haben wie die mittelalterliche Stadt mit ihrem Mauerring, die noch im heutigen Plane deutlich zu erkennen ist¹.

Unsere Fahrt an der Dievenow entlang zeigte, daß dieser Mündungsarm bis Cammin hin durch drei slavische Burgen, gleich weit voneinander, geschützt war: Wollin, Jarlbog und Polchow. Bei Jarlbog, auf das schon Stubenrauch hingewiesen hatte, liegt 300 m südlich vom Dorfe ein ovaler Sandberg, 10—12 m hoch, östlich von der Chaussee in sumpfigen Wiesen. Auf ihm fanden wir viele slavische Scherben und an den Hängen einer von Süden her eingeschnittenen Sandgrube einen Herd und einen Hausfußboden. Die Oberfläche des Berges mißt 30:140 m. Wall und Grabenspuren sind nicht mehr zu erkennen.

¹ Vgl. Meßtischblatt 770, wiedergegeben bei Stubenrauch, Balt. Stud. 1898, Taf. II.

Die Bergfläche an sich ist aber sehr geeignet für eine Burg, die zur Not nur mit einer Palisade oder Hecke umzogen zu werden brauchte.

Die dritte Burg, der »Burgwall« bei Polchow, liegt mitten im Wasser an der Gabelung der Dievenow vor der großen Insel Gristow in dem östlichen Arme, der nach 5 km Cammin erreicht. Dieser Burgwall ist sehr bekannt und steht auf allen Karten; wir sind nicht zu ihm hinübergefahren.

An der SW-Ecke der Insel Wollin liegt im Pfarrgarten des Dorfes Lebbin auf prachtvoll vorspringendem Kap die Stätte der alten Burg Lebbin, die sich weit über die slavische Zeit hinaus ins Mittelalter fortgesetzt hat. Slavische Scherben und auch Menschenknochen lagern auf der Oberfläche des Ackers.

Im übrigen scheint es auf Wollin nur noch bei Kolzow im NO einen Burgwall zu geben, den wir aber nicht aufgesucht haben. Zur Besiedelung eignet sich überhaupt nur der flachere östliche Teil der Insel. Die übrigen zwei Drittel sind wildes Moränengebiet und wie heute so erst recht im Altertum immer von dichtem Walde bedeckt gewesen. Deshalb hat Wollin außer am Ostrand und besonders bei der Stadt Wollin auch nur bei Lebbin Funde geliefert, sehr im Gegensatz zu Usedom, das von der Steinzeit an mit Rügen durch eine gleichartige ausgebreitete Kultur verbunden ist.

Von Misdroy bis über Swinemünde hinaus, 15 km breit, hat ein altes Urstromtal die Inseln Wollin und Usedom voneinander getrennt, zu einer Zeit, wo Usedom Rügen ganz nahe war, vielleicht noch mit ihm zusammenhing. Durch diese weite Niederung schlängelt sich vom SO zum NW mit starken Windungen die Swine. In diesem Gebiete ist nichts von einer alten Befestigung zu entdecken. Den Eingang zur Swine deckte die Burg Lebbin, für den weiteren Lauf und den Ausgang ist keine andere zu erkennen als der Golm, 5 km SWlich von Swinemünde auf 59 m hohem, gegen NO vorspringendem Kalkberge. Die kleine Hochfläche zeigt den Zuschnitt einer alten Burg, fast rechteckig, 60: 45 m; wir fanden slavische Scherben. Von der Burg hat man einen vollen Überblick nördlich zur Swinemündung und südlich auf die Haffküste (vgl. die Karte oben Abb. 21).

Ein Heimatmuseum für den Kreis Usedom-Wollin ist jetzt im Gebäude der Swinemünder Bäderektion von Hrn. Rektor Burkhardt, dem Verfasser der Chronik von Usedom (1909), recht hübsch aufgestellt, so daß man eine gute Übersicht über die hauptsächlichsten vorgeschichtlichen Fundorte erhält. Die ganze Seeküste von Usedom, von Swinemünde über Koserow, Zinnowitz bis gegen den Ruden geht dabei leer aus; die Funde stammen alle aus dem Hinterlande von den Binnenseen, dem Achterwasser, der Peene: von Neu-Sallenthin (»Kirchberg«), Balm, Liepe, Quilitz, Usedom. An der ganzen geradlinigen Seeküste ist keine Andeutung eines alten oder neuen Hafens vorhanden. Gleichmäßig laufen die hohen Dünenzüge, die sich über dem Geschiebelehm mächtig — im Streckelsberge bei Koserow bis zu 60 m — emporgetürmt haben, nebeneinander fort, und die Dörfer wie Heringsdorf, Bansin, Koserow, Zinnowitz liegen westlich von den Dünen nach dem Achterwasser zu; auf den Dünen haben sich nur die für den modernen Badebetrieb bestimmten Kur-, Gast- und Miethäuser angesiedelt.

Mit den Burgwällen auf ganz Usedom steht es so: der auf dem Golm, südlich Swinemünde, ist ein Wachtposten für die Swinefahrt. Im Südwestzipfel bei der Stadt Usedom ist der »Schloßberg« nicht slavisch, sondern nach seinem viereckigen Zuschnitt mit Steilhängen ausgesprochen deutsch des 13. Jahrhunderts. Wenig östlich davon, bei Stolpe, soll ein eingeebnete Burgwall zu erkennen sein, der nur lokale Bedeutung gehabt haben kann. Alle Kraft des Landes faßt sich zusammen in dem ungewöhnlich großen hochgelegenen Burgwall nördlich Mellenthin (oval 210 m lang), der auch genau im Mittelpunkte des

südlichen Teils der Insel — südlich von der Wespentaille bei Dumerow — liegt. Es ist, als ob er der Prellbock war gegen Anstürme vom nördlichen Teile her, dem unter der Jomsburg stehenden.

Die letzten Ortschaften Hammelstall und Karlshagen sind neuere Straßendorfer, und von Karlshagen an bis zur Nordspitze ist das Land zu zwei Dritteln seiner Breite von Osten her mit Wald bedeckt, dem Peenemünder Forst, der schon seit 1242 zu Wollgast gehört. Das westliche Drittel ist niedriges Wiesenland, den Überschwemmungen der Peene ausgesetzt, mit einigen Horsten, auf denen Korn gebaut wird. Das Dorf Peenemünde liegt in üblem sumpfigen Gebiet, so daß den Leuten ordentliches Trinkwasser fehlt. Spuren alter Siedlungen finden sich hier und da auf den Horsten. Die Peenemünder Schanze ist neu, ich glaube aus dem 17. Jahrhundert.

So ist an dieser heutigen Peeneausmündung an eine »Seeburg« Vineta nicht zu denken, und man hat sie ja auch in diesen Teil nicht verlegen wollen. Vielmehr kommt dafür auf der Ostseite die alte heute überschwemmte Landspitze neben dem Ruden, der »Peenemünder Haken« in Betracht. Um hier alles in Betracht kommende kennenzulernen und durchzusprechen, suchten wir den Peenemünder Förster, Hrn. Schönherr, auf, der zwischen Peenemünde und Karlshagen am Waldesrande wohnt, und haben mit ihm den größten Teil eines Sonntags auf die Erkundungen verwandt.

Das erste, was der Förster uns mitteilte, war, daß er im Jahre 1905 im nördlichsten Randteile des heutigen hohen Landes und Waldes bei Kulturarbeiten acht goldene Arminge gefunden habe, die er an seine Behörde in Wolgast abgeliefert habe und die von da ins Stettiner Museum gekommen seien. Unser Weg am andern Morgen ging infolgedessen zunächst an diese Fundstelle. Ich habe sie auf dem Seekartenstück (Abb. 25) durch ein X markiert. Sie liegt im Jagen 79, da, wo auf dem Meßtischblatt (Cröslin 516) die Bezeichnung »Draußen Horn« steht, und zwar über dem o des letzten Wortes (Abb. 27). Die Dünen, die in langen parallelen Zügen den gradlinigen Ostrand von Usedom begleiten, sind hier schon gegen Westen umgebogen; auf der letzten, die langhin die Westrichtung verfolgt, sind die Ringe gefunden; vor ihr liegen noch zwei weitere Dünen, die aber kurz nach ihrer Umbiegung abbrechen und in der sumpfigen Wiese verlaufen.

Wir hatten einen Spaten mitgenommen und haben an der Fundstelle ein paar Einstiche gemacht, um den Boden kennenzulernen. Dicht bei der Fundstelle lag 1 m dick die weiße Düne, dann kam darunter die braune Düne von dicht gepackten kleinen Herzmuscheln (*Cardium edule*) gefüllt. Ein paar Meter weiter weg kam die braune Düne schon in Tiefe von $\frac{1}{2}$ m. Die Goldringe haben, wie der Förster sagte, etwa $\frac{1}{2}$ m tief gelegen. Eine slavische Hausgrube, die ja möglich gewesen wäre, fand sich nicht, nur ein wenig Holzkohle, aber unbestimmt welchen Alters.

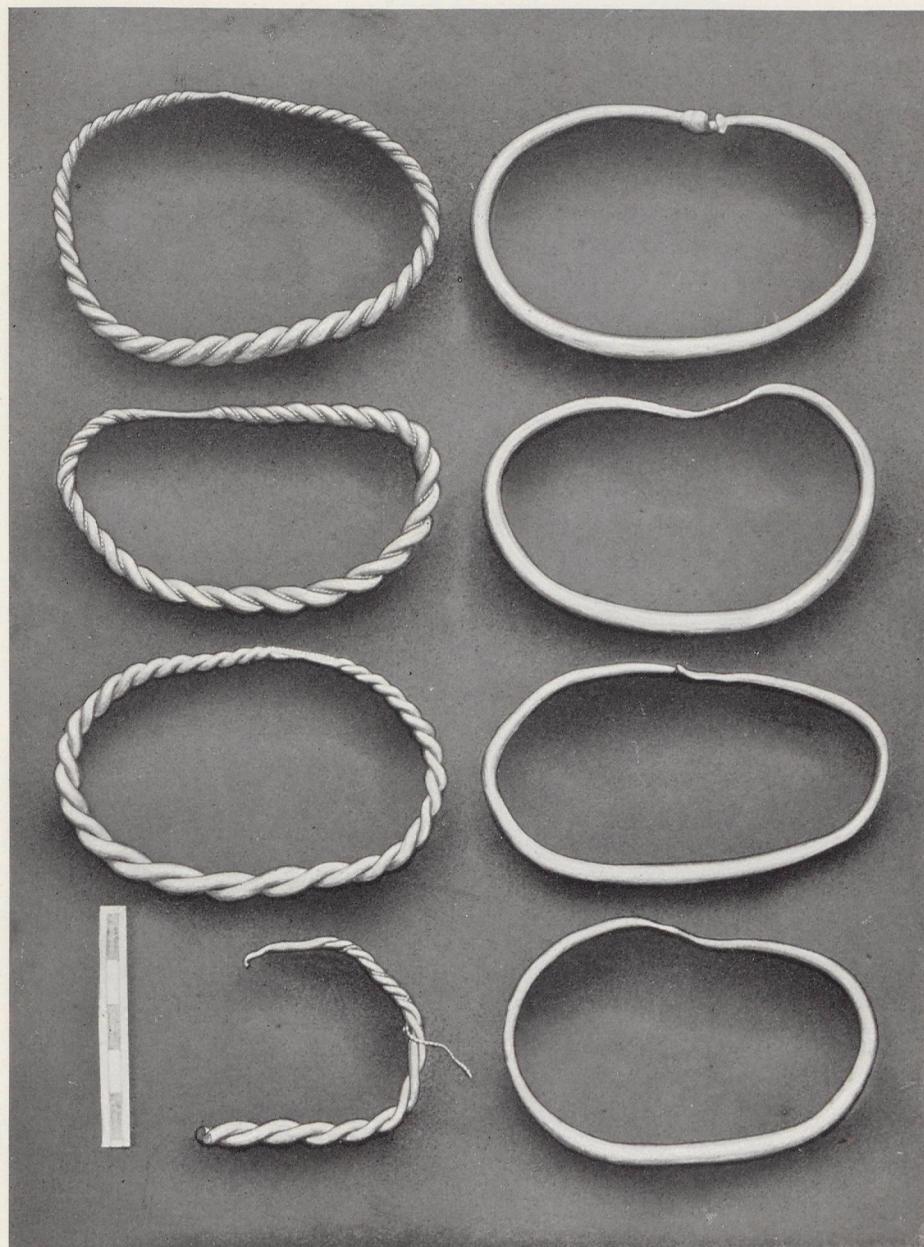
Dieser Befund ist bezeichnend. Die Ringe haben offenbar unmittelbar unter der weißen Düne auf oder in der Oberfläche der braunen Düne gelegen. Nach den Geologen sind die »Weißen Dünen« auf Usedom erst seit etwa 1600 nach Chr. entstanden, während die »Gelbdünen« in die Zeit von 200—1500 nach Chr. zurückgehen¹.

Damit erledigen sich die Bedenken, die schon gegen Lantz-Spitta ausgesprochen worden sind², als ob zur Zeit, wo Vineta blühte, das Gelände des Peenemünder Hakens noch gar nicht vorhanden gewesen wäre.

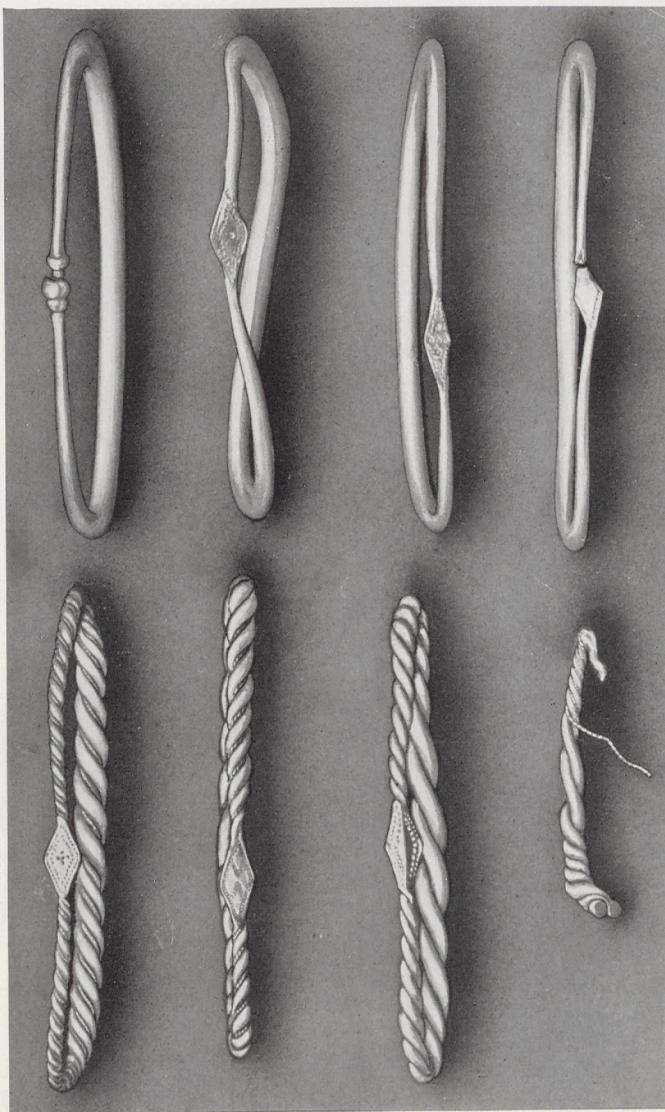
Wir haben dann auch auf den vorderen Dünenstümpfen ein paar Einschnitte gemacht, dabei denselben Boden gefunden, aber keine Hausreste.

¹ Keilhack: Verlandung der Swinepforte. Berlin 1912, S. 211.

² R. Burkhardt — Swinemünde im „Mannus“ 1924. S. 113 ff.



Vineta: Acht Goldringe vom Strande am Peenemünder Haken.
Museum Stettin. $\frac{4}{5}$



Vineta: Die 8 Goldringe von vorn gesehen. Größe $\frac{4}{5}$

Trotzdem ist anzunehmen, daß die acht Goldringe den Schatz eines Hauses darstellen, das an jenem Platz gestanden hat. Wir sind davon abgekommen, solche Funde als in der Wildnis vergrabene oder zufällig verlorene Sachen anzusehen. Eine deutliche Sprache sprechen die über 20 Hausschätze von der trojanischen Burg. Wo 1913 der große Goldfund auf dem Messingwerk bei Eberswalde zutage kam, konnte eine Siedlung an einer alten Furt des Finowbaches nachgewiesen werden und an der Stelle des Vetersfelder Goldfundes von 1882 ein Haus der Spätlausitzer Periode (1919 Schuchhardt). Die acht Goldringe, hat man bisher gedacht, seien an die Stelle gekommen dadurch, daß eine Person mit ihnen geschmückt gestrandet sei. Eine solche Zahl Arminge auf einmal zu tragen wäre etwas viel, selbst für eine wikingische Freifrau oder eine slavische Kommerzienräatin.

Die Ringe sind aber nicht slavisch, sondern sie sind wikingisch (Taf. XI und XII). Das hat auch Stubenrauch, der sie 1909 mit Zeichnungen publiziert hat, sofort gesagt¹. Ich bilde sie hier aufs neue ab nach Photographien, die ich der Freundlichkeit des Hrn. Kollegen

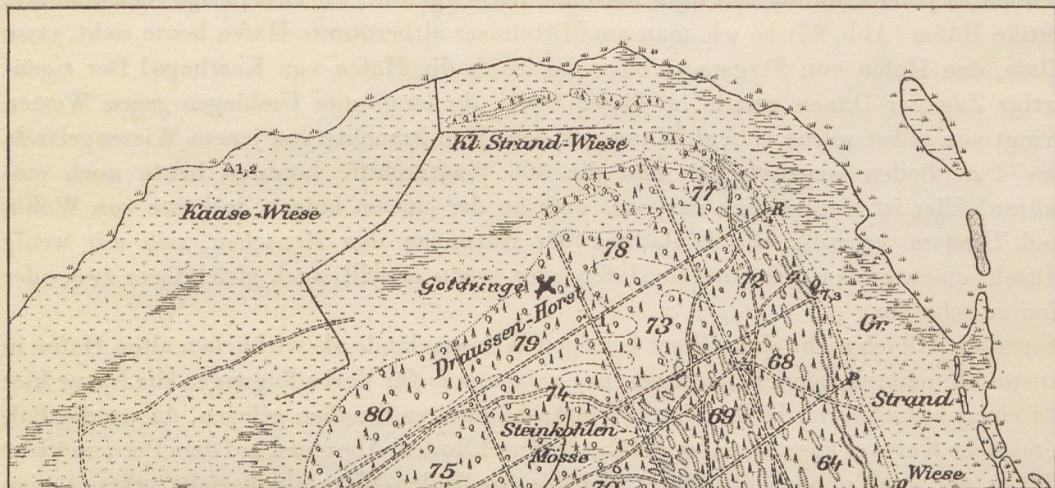


Abb. 27. Nordwestspitze von Usedom. M.-Bl. Cröslin 1: 25 000

Dr. Kunkel verdanke. Ihrer vier sind glatt, von rundem Querschnitt, nach einer Seite sich verjüngend. An der dünnsten Stelle haben drei ein verziertes rhombisches Plättchen, der vierte (e) ist offen und hat auf der einen Seite eine Kugel mit Loch, auf der andern einen in das Loch passenden Zapfen. Die vier andern Ringe — von denen einer halb vorhanden ist, weil er beim Auffinden vom Spaten durchgestochen wurde — sind aus zwei Rundstäben strickförmig gedreht. In den Vertiefungen der Drehung liegt bei dreien (a b d) noch ein feiner gedrehter Faden. Auch diese Strickringe sind — bis auf den halben, wo es unsicher ist — geschlossen und haben an der dünnsten Stelle das verzierte rhombische Plättchen. Die Ringe sind massiv; der leichteste g wiegt 39,5 g, die andern 50,2 bis 67 g. Silberne Ringe dieser Form, besonders die strickförmigen mit eingelegtem gedrehten Faden und verziertem Rhombusplättchen, kommen in slavischen Schatzfunden ebenso häufig vor wie in wikingischen — ohne daß dabei festzustellen wäre, wo sie hergestellt sind, aber Gold haben bekanntlich die Slaven überhaupt nicht, während es bei den Wikingern nicht selten ist; bei ihnen gibt es goldene Hals-, Arm- und Fingerringe². Es spricht also das Gold entschieden dafür, daß die Ringe nicht in slavischem, sondern in wikingischem

¹ Pommersche Monatsblätter 1909, 17—20. Die Ringe befinden sich unter J. Nr. 6096 im Stettiner Museum.

² Vgl. z. B. Gustavson, Norges Oldtid, 1906, Fig. 526. 528. 535.

Besitze gewesen sind. Wikingische Funde sind an allen unsren Küsten außerordentlich selten, es gibt von ähnlicher Größe und Schönheit nur den goldenen Ketten-schmuck von Hiddensee. Dort auf der langen Insel westlich Rügens wird niemand eine wikingische Siedlung auffällig finden, aber in dem bis heute menschenleeren Gebiet der Peenemünder Heide konnte die Volksphantasie den Ringfund nur durch eine Strandung erklären.

Wie wäre es nun mit einem vornehmen Hause im Weichbilde einer wikingischen Seestadt, also der Villa eines der Honoratioren von Vineta?

Daß solch ein Gedanke keineswegs übermütiger Schaum ist, sollte sich bald zeigen, denn nun kam das Überraschendste von unserer ganzen Reise, was vielleicht die Feststellung des Goldfundes an sich noch übertraf. Als wir aus dem Walde heraustraten und nach Norden blickten auf die vorgelagerten beiden Dünearme weit hintereinander, wirkten die zwischen uns und dem ersten und zwischen diesem und dem zweiten eingebetteten weiten sumpfigen Wiesen, in jener Frühlingszeit noch halb mit Wasser gefüllt, wie zwei riesige verschlammte antike Häfen (Abb. 27), so wie man am Mittelmeer altberühmte Häfen heute sieht, etwa Elaia, den Hafen von Pergamon, oder vor Tunis die Häfen von Karthago! Der eigenartige Zug der Dünen gerade an dieser Stelle, ihr langsames Umbiegen gegen Westen bringt von selbst solche Hafenbildung mit sich. Man brauchte von jenem Wiesengelände nur 1 m Boden wegzustechen und die 300 Vinetaschiffe könnten heute noch einfahren! Hier ist also endlich das, was man an der ganzen langen Seeküste von Wollin und Usedom vermißt: die Einladung der Natur an den Menschen, sich mit wenig Mitteln einen großen geschützten Hafen oder, wenn er will, auch gleich ihrer zwei oder drei zu schaffen.

Natürlich will ich nicht eines dieser heutigen Wiesengelände als wirklichen alten Hafen in Anspruch nehmen, sondern an ihnen nur zeigen, was für Vorbedingungen die Natur hier für einen brauchbaren Hafen bietet. Vineta hat weiter draußen gelegen, da wo die Palbitzkische Karte es ansetzt, auf der Höhe der Insel Ruden. Aber hier, auf dem Peenemünder Haken, der nur 1 m hoch überflutet, sich bis zur Ruden-Mitte hinauszieht, erkennt man auf unseren Seekarten noch dieselbe Dünensbildung wie am heutigen Strande: die alte Küstenlinie zieht sich geradlinig gegen Norden fort und biegt dann plötzlich gegen Westen um. An einer solchen Spitz, zwischen zwei eben umbiegenden Dünendarren, muß der Hafen von Vineta gelegen haben. Die Stadt war naturgemäß auf den Dünearmen angelegt und umschloß den Hafen eiförmig. Daher heißt es in der Jomswikingersage, daß der Hafen »mitten in der Stadt lag«. Und der Verschluß des Hafens gegen Norden wurde einfach so angelegt, daß man von links und rechts eine große Findlingsmauer vorstoßen ließ und in der Mitte ein Tor, die Hafeneinfahrt, aussparte. Da aber jede Burg und Stadt einen ringsum laufenden Wallgang braucht, so legte man eine Brücke über die Einfahrt, und entsprechend der altslavischen und überhaupt frühmittelalterlichen Gewohnheit das Tor durch einen übergebauten Turm, in dem sich recht viele Verteidiger aufstellen lassen, besonders zu schützen, setzte man auch hier einen Turm über das Tor, der nun zugleich die in ihm enthaltene Brücke deckte. So erklären sich die einzelnen Mitteilungen über diesen erstaunlichen Hafen: seine Mauern seien von Stein gewesen und hätten ein Tor gehabt mit eingehängten eisernen Flügeln, darüber hin habe eine Brücke geführt, und ein Turm habe das Tor besonders geschützt. Die Mauer wird vor dem Hafen auf breitem Findlingsfundamente vielleicht ganz aus Stein gewesen sein, am Lande jedoch wie üblich aus Lehm und Holz in Stärke von 2—3 m. Das ganze muß also nach Maßgabe der örtlichen Verhältnisse und der Schilderung in der Jomswikingersage ungefähr so ausgesehen haben, wie

unsere Abb. 28 es bietet¹. Daß dabei eine ansprechende ovale Form herauskommt, ergibt das Gelände an sich, entspricht aber zugleich der allgemeinen Gewohnheit des 9. und 10. Jahrhunderts bei Germanen und Slaven, ihre Burgen rund oder eiförmig zu gestalten. In Niedersachsen zwischen Weser und Elbe habe ich gegen 20 germanische dieser Zeit nachweisen können, und die slavischen »Rundwälle« gibt es weiter östlich so massenhaft, daß man allein in der Mark Brandenburg zwischen 400 und 500 zählt. Diese Burgen haben auch immer nur ein Tor, so daß für die Jomsburg neben dem Seetor auch nur ein Landtor anzunehmen sein wird.

Für die Rekonstruktion des Vinetaplanes kommt noch ein Besonderes zu Hilfe. Die wikingische Jomsburg hat eine einzige echte Schwester und Schicksalsgenossin auf deut-

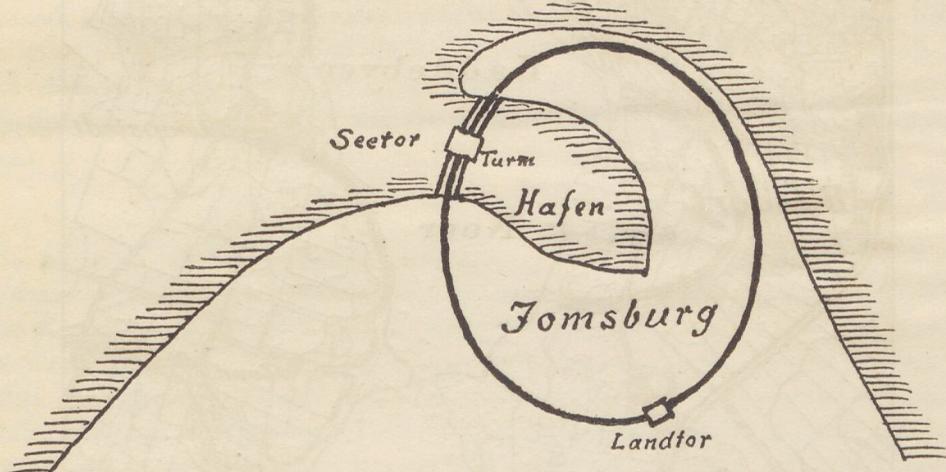


Abb. 28. Rekonstruierter Plan der Jomsburg (Vineta) nach der Jomswikingersage

schem Boden gehabt, und diese kennen wir, und ihre Wälle stehen heute noch aufrecht. Magnus der Gute hat sich nach Adam von Bremen im Jahre 1043 zuerst gegen »Heidiba« gewendet und dort 15 000 Leute gefällt und ist dann (nach dem zugehörigen Scholion 56 [57]) bei Jumne mit demselben Erfolg aufgetreten. »Heidiba« ist Hedeby oder Haithabu, 2 km südlich von Schleswig am Haddebyer Noor, einer tiefen Ausbeutung der Schlei. Hier liegt ein großer Ringwall, die »Oldenburg«, am Westufer des Noor, wie ein halbes Ei geformt, die offene Seite nach dem Wasser gekehrt (Abb. 29). Seine Bedeutung ist lange Zeit verkannt worden. Schleswig, das nach dem Untergange Haithabus erst zur Blüte kam, wurde für das alte Haithabu selbst gehalten — genau wie weiter östlich das spätere Julin für das alte Jumne. Aber mehrere Runensteinen, die südlich um die Oldenburg gefunden sind, haben sie als das echte Haithabu erwiesen. Auf dem Grabstein eines Erik steht, daß er fiel »als tapfere Männer Haithabu belagerten« und auf dem Skardes, daß er bei »Haithabu starb«. Zudem hat das Kieler Museum unter Prof. Fr. Knorr seit fast 20 Jahren umfassende Ausgrabungen in der Oldenburg vorgenommen und ihren wikingischen Charakter aufs klarste dargetan². Der Wall steht heute noch 6–8 m hoch, er hat nur zwei Tore gehabt, trotz seiner erstaunlichen Größe, denn das Areal, das er umschließt, beträgt 28 Hektar, ist also größer als ein römisches Legionslager. Das ist etwas

¹ Koldewey zeigte mir ein Bild der Hafeneinfahrt von Tiberias in Palästina, wo in alter Bauart ein Rundbogentor durch einen breiten Turm mit kleinfenstrigem Obergeschoß führt. (Der Asien-Kämpfer, Jilderim-Beilage, Berlin, 1. Juni 1924.)

² Korr. Bl. d. Ges. V. 1912 im Bericht über die Tagung des Nordwestdeutschen Verbandes zu Lüneburg; ferner im »Kunstkalender«, Schleswig-Holsteinisches Jahrbuch 1924, S. 24–31.

ganz Außergewöhnliches im Vergleich mit den üblichen »Burgen« der damaligen Zeit. Es ist vielmehr die Umwallung des ganzen Handelsplatzes, der »Stadt« müssen wir schon sagen. Die Ausgrabungen haben in der Stadt auch eine Menge von Werkstätten zur Herstellung von Kämmen aus Hirschhorn, von Silber- und Glassachen aufgedeckt und im westlichen Teile einen ganzen Friedhof besonders von Frauen- und Kindergräbern. Die kleine wirkliche Burg, die »Herrenburg«, liegt nördlich außerhalb des Walles auf einem Hügel und stammt wohl schon von dem Schweden Olaf, dem Gründer des Ganzen um 900. Sie ist auf dem Meßtischblatte (Abb. 29) als »Hochburg« bezeichnet.



Abb. 29. Die Oldenburg, das wikingische Haithabu, 2 km südlich von Schleswig
M.-Bl. Kropf 1: 25 000

Ein ähnliches Verhältnis der Burg neben der wallgeschützten Handelssiedlung bietet Birka auf der Mälarsinsel Björkö, das zur Zeit Adams von Bremen das Gegenstück zu Jumne war; dort ist die Handelsstadt aber viel kleiner als in Haithabu, nämlich statt 28 nur 8 Hektar groß¹.

Sophus Müller gibt in seiner Nordischen Altertumskunde (1898 II, 235) noch den Plan einer andern Wikingerfeste, der Pedersborg am Sorö-See in Seeland, die ebenso fast eiförmig ist und sagt, daß ihr auch die Traelleborg bei Heisninge, Amt Sorö mit rundgebogenem Erdwalle gleiche.

Wir werden uns also die Gestalt der Jomsburg in der Tat annähernd so vorstellen dürfen, wie ich sie gezeichnet habe. Wie groß aber die Burg gewesen ist, ob wie Haithabu oder eher wie Birka, ist nicht auszumachen.

Die Sturmflut, die 1309 oder 1304 den Ruden von Rügen getrennt hat, zeigt, mit welchen Naturgewalten wir in dieser Ostseegegend zu rechnen haben. Bei langdauernden westlichen

¹ O. Montelius, Kulturgesch. Schwedens 1906, 275.

Winden wird viel Wasser aus der Nordsee in die Ostsee getrieben; schlägt dann der Wind nach Nordosten oder Osten um, so kann das Wasser nicht rasch genug durch den Sund und die Belte wieder hinaus und drückt mit großer Gewalt gegen die Küsten der südwestlichen Ostsee. Diese Erfahrung aus unserer Zeit von 1872 und 1883, wo manche Gegenden 3 m hoch überschwemmt wurden, kann uns die Losreißung des Ruden verständlich machen, ebenso wie die frühere Wegspülung des auf flachem Dünengelände erbauten Vineta. Wenn wir nach 1100 nichts mehr von dem alten Jumne und der Jomsburg zu hören bekommen, so wird um diese Zeit die große Hafenstadt auf dem Peenemünder Haken, das alte Vineta, so wie die Volkssage will, in der Tat vom Meere verschlungen sein. So lange sie bestand, hatte sie dann nicht bloß die kleine Insel Ruden, sondern noch eine breite Küste von Rügen dicht vor sich. Die Ausfahrt aus der Peene, d. h. der alten eigentlichen Oder, ging zwischen Vineta und dieser Rügenküste hindurch, so wie sie noch heute in der einzigen tiefen Rinne (7—9 m) südlich dicht an Ruden liegt und erst 4 km nordöstlich zwischen dem Ruden und der Greifswalder Oie gegen Osten hin das freie Meer erreicht.

Vineta, identisch mit Jumne und der Jomsburg, wird damit eine historische Stadt, deren Geschichte man schreiben kann. Sie ist gegründet von Harald Blauzahn um 950 und hat diesem König selbst, als er von seinem Sohne geschlagen war, als letzte Zuflucht gedient. Sie war angelegt als Wikinger-Ordensburg in dem Lande Jom, das die Dänen schon lange besaßen. Jom wird der nördliche Teil von Usedom sein, der bei Zinnowitz nur durch einen schmalen Steg mit dem größeren südlichen Teile der Insel zusammenhängt und der unfruchtbare und menschenleer, von Urwald und Heide bedeckt, damals von gut ausgerüsteten Fremden wohl ebenso leicht besetzt werden konnte wie in unseren Tagen Spitzbergen oder die Bäreninsel. Die Fremden, die hier Fuß faßten, waren aber gewiegte Seepolitiker, sie wußten, daß sie den wichtigsten Oderausfluß in ihre Hand bekamen und von ihrer Seeburg aus zugleich nach allen Teilen der Ostsee vorstoßen konnten. Ihre straffe militärische Zucht verführte sie in den ersten Jahrzehnten zu abenteuerlichen Zügen, auf denen sie womöglich ganz Norwegen und Schweden erobern wollten. Sie erlitten aber vernichtende Niederlagen; der übermäßige Jugendmut verbrauste, und Jumne war hundert Jahre nach seiner Gründung, zur Zeit Adams von Bremen, die größte slavische Handelsstadt, in der alle Waren der Welt zusammenkamen, in der Nordländer und Russen, Sachsen und Slaven friedlich miteinander verkehrten, eine Stadt, in der es allerhand Wunder gab, wie die Olla Vulcani und die Hafenbefestigung. Jedes Vordringen des slavischen Elements in der Stadt erweckte aber die Eifersucht der Dänen, die eben den großen Zwischenhandel zwischen dem Orient und dem Norden, dessen Träger die Slaven sind, durch die von ihnen gegründete Feste an der Odermündung in der Hand behalten wollten. Von Zeit zu Zeit erfolgt deshalb ein dänischer Zug gegen Vineta, von dem häufig als einer »Zerstörung« der Stadt berichtet wird, der aber keineswegs ihre Vertilgung bezweckte, sondern sie nur die starke Hand der alten Oberherren fühlen lassen und sie wieder in ihre Gewalt bringen wollte. So ist Vineta 1030 von Knut dem Großen niedergeworfen, 1043 von Magnus dem Guten, 1090 von der Danica iuventus und 1098 von Erich I. Ihren wirklichen Untergang hat Vineta aber offenbar um 1100 durch eine der großen Sturmfluten gefunden, deren Verheerungen uns 1309 für die Losreißung Rudens von Rügen, 1872 und 1883 für die ganze pommersche Küste überliefert sind. Die Volkssage, die die alte große Handelsstadt heute im Meere begraben sieht, wird also recht haben, denn auf

dem Festlande ist keine Spur von ihr mehr erhalten, in der Bodengestaltung unter dem Wasser lassen sich aber die Bedingungen für ihre einstige Gestalt und Bedeutung wohl erkennen¹. Den Beweis für ihre einstige Existenz dort zu gewinnen, scheint mir — zwar nicht ganz aussichtslos, aber doch in Anbetracht der tiefen Sandschwemmungen höchst mühselig und unsicher.

¹ Da in dem Aufsatze von vielen dänischen Königen die Rede ist, füge ich zur Übersicht die ältere dänische Königsliste hier an:

Gorm der Alte 900—935,
Harald Blauzahn 935—985,
Svend Gabelbart 985—1014,
Harald 1014—1018,
Knut d. Gr. 1018—1035,
Harthaknut 1035—1042,
Magnus der Gute 1042—1047,
Svend Estridfon 1047—1076,
Harald Hein 1076—1080,

Knut der Heilige 1080—1086,
Oluf Hunger 1086—1095,
Erich I. 1095—1103,
Niels 1104—1134,
Erich II. 1134—1137,
Erich III. 1137—1147,
Prinzenkrieg 1147—1157,
Waldemar I. d. Gr. 1157—1182,
Knut VI. 1182—1202.

NACHWORT

Das vorliegende Buch setzt sich aus den drei in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften erschienenen Aufsätzen zusammen:

Rethra und Arkona, ein vorläufiger Bericht. 1921. S. 756—774.

Rethra auf dem Schloßberge bei Feldberg in Meklenburg, 1923.
S. 184—226.

Vineta, 1924. S. 176—217.

Der erste von ihnen ist aus dem »vorläufigen Bericht«, der nur 4 Abbildungen hatte, zu einer ausführlichen Darlegung unserer Arkona-Grabung mit VI Tafeln und 8 Abbildungen geworden. Auch »Rethra auf dem Schloßberge« hat zwei neue Tafeln erhalten; Vineta ist fast unverändert geblieben. Der Akademie danke ich für die Herleihung der in den früheren Aufsätzen verwendeten Druckstöcke, der Berliner Anthropologischen Gesellschaft für die der älteren Pläne in Abb. 10, 11, 12 und der Stammfunde auf Tafel IX^a.

Berlin—Lichterfelde, im Juni 1926

C. Schuchhardt

In der Ausstattung oder Nichtausstattung liegt nichts Besonderes; das wechselt auch bei anderen Völkern und zu anderen Zeiten, aber das immer noch vorkommende Verbrennen und das völlige Festhalten an dem großen runden Grabhügel zeigt, wie so manches andere, daß die Wurzeln der slavischen Kultur weit unten im südöstlichen Europa, in Südrussland liegen oder darüber hinaus im Kaukasus. Dort in den Balkanländern und am Pontus ist

zu allen Zeiten üblich gewesen. Er enthält alte Hockerbestattungen, skizzenartige und hellenistische und römische. Und so läßt auch das geläufigste Ornament des Kaukasus und Troja

Zeit um 1000 v. Chr. und in Rumänien (Craiova) sogar bis

in die Steinzeit (2).

Die neuesten Untersuchungen bestätigen, hat jetzt G. P. Schuchhardt gemacht. In merkwürdigem ganz vergangene Leich

unsere Beobachtungen von Lustebuhr durchaus bestätigt. In Westpommern auf dem Gute Neuhof, Kr. Regenwalde fand er meist bestattete und fast alle aus Eisen. Nur ein paarmal kamen spätslavische Gefäße vor, eiserne Messer, ein Topf mit 190 Silbermünzen, und einmal — ein unerhörter Glücksfall! — ein Wendenpfennige u. dgl. von Otto d. Gr.

bis in die Zeit von 1080¹.

II. WOLLIN

Diese Erkenntnis des durchgehenden einer besondere archäologisch-historischen Insel Wollin, bei dem Städtchen gefahrten des Königs Waldemar von Dänemark eine große Rolle spielt, liegt auf dem Galgenberg mit 90 Hügeln, und nördlich der Stadt liegt ein Fundort aus Skelettgräbern. In dieser Gegend schon seit langer Zeit einhellig die berühmte Sage Vineta heißt, nebst der aus nordischen Quellen Jumne, bei Helmold, der die wohltägten Alterszeuge hat man

schon seit langer Zeit einhellig die berühmte Sage Vineta heißt, nebst der aus nordischen Quellen Jumne, bei Helmold, der die wohltägten Alterszeuge hat man

Hügelgrabes östlich der Oder trägt nun den Namen Stettiner Haff. An der SO-Spitze der Insel Wollin, das in den Kriegsbeginn eines Kanzlers Absalon um 1170 eine Stadt, ein Gräberfeld von über 1000 Gräbern genannt nach vielfachen Silberfunden aus Skelettgräbern. In dieser Gegend schon seit langer Zeit einhellig die berühmte Sage Vineta heißt, nebst der aus nordischen Quellen Jumne, bei Helmold, der die wohltägten Alterszeuge hat man

schon seit langer Zeit einhellig die berühmte Sage Vineta heißt, nebst der aus nordischen Quellen Jumne, bei Helmold, der die wohltägten Alterszeuge hat man

¹ Prähist. Ztschr. XVI. 1925. S. 64—76.

² Den Niederschlag dieser allgemeinen Auffassung bietet die neue große Geschichte Dänemarks von Stensstrup, Kopenhagen. 1907. Bd. I S. 323.